

VERDAR

Illustrirte Damen-Zeitung

Josephas Schatten.

Novelle von Hermann Sudermann.

Nachdruck verboten.

Josepha! Wir alle haben ihr zugejubelt, wir alle haben sie mit Lorbeeren überschüttet, wir alle haben ihr zu Füßen gelegen!

Mitten in der hohen Saison kam sie hier an. Es war die denkbar ungünstigste Zeit für ein erstes Auftreten. Die Gesellschaft war von Musik übersättigt, Virtuosen von Welt-ruf folgten einander in ununterbrochener Reihe; in Salons und Konzertsälen wimmelte es von Ordenssternen und Brillantcolliers, die erspielt, ergeigt, ersungen worden, und keine drei Schritt konnte man machen, ohne auf eine musikalische Größe zu stoßen.

„Wieder eine Geigerin!“ seufzten die Kritiker. „Wieder eine Geigerin,“ murkte das Publikum, „wieder eine Geigerin,“ brummte selbst der Zettelankleber, der in der Morgenfrühe die Ankündigung ihres Konzertes an die Sitzsäulen heftete.

An welche Thüre sie auch pochte, wo sie auch ihre Empfehlungskärtchen hineinsenden mochte, überall war's ihr, als hörte sie den Seufzer: „Wieder eine Geigerin!“ sich entgegen tönen.

Schließlich hatten Neugier und Langeweile dennoch den Saal gefüllt, in dem sie sich zum erstenmale „produzierte.“ Als sie mit einem Lachen auf dem kindlichen Gesichtchen,

fröhlich die rotblonden Locken schüttelnd, auf dem Podium erschien, ging eine leise Bewegung durch die Reihen. Die Damen führten ihre Vorgnetten zum Auge, und die blasierten jungen Herren drehten ihre Schnurrbartspitzen und sagten gönnerhaft:

„Sieh, sieh!“ Und als sie nun spielte! O, den großen Ton der Luca besaß sie nicht, auch von der stupenden Technik einer Sentrah war sie noch weit entfernt, aber sie verfügte über ein Duzend neckischer Geister, die lachend und sich überschlagend unter dem Bogen hervorgeflogen kamen, ein lustiges, lustiges Elfenkindel, das die Sinne der Hörer



Glückliche Jugend. Gemälde von Peske Géza.

Photographie-Verlag der Photographischen Union (Dr. E. Albert und Verlagsanstalt Brudmann) in München.

umschmeichelte, schelmisch an ihre Herzen pochte und schließlich die Hände zu begeistertem Beifallsgeklatsche sich rühren hieß.

Und wie dankbar und anmutig sie sich verneigte! Wie ihre weißen Zähne in dem lachenden Munde flimmerten! Wie die Locken sich nach vornüber stürzte und die Augen halb bedeckte, die wie zwei Leuchtstäbchen im Gebüsch aus diesem rotgoldnen Wirrwar hervorleuchteten!

„Eine süße Person!“ sagten die lustigen jungen Dandies.

„Eine gute Schule,“ sagten die ernsten, alten Kritiker.

Die Damen sagten nichts, aber sie hatten geklatscht, und das ist ja die Hauptsache.

„Spaß!“ schrie vom Büffet ein junger Geigenkünstler mit langem Rabenhaar und Bratenfauc auf den Rockklappen, der sich von den Triumpfen der neuen Konkurrentin bei einem Lachsbrödelchen erholte, „wie wird die Person aber auch begleitet! Auf die Begleitung kommt's an! Stockdumm sind die Kerle, die Pianisten! Gebt mir einen solchen Begleiter und ich geige euch die Sterne vom Himmel runter.“

Ja, wer begleitete sie denn eigentlich? Der Geigenkünstler und seine Freunde hielten Umfrage, aber niemand hatte die Person bemerkt, die vorhin am Klaviere gesessen haben mußte und die jetzt — in der Pause — natürlich verschwunden war.

Man wußte nicht einmal, ob es ein Mann oder eine Frau gewesen.

„Wir werden ja ins Klare kommen, wenn sie wieder erscheint,“ so tröstete man sich. Und schließlich war ja die Sache so unerheblich, nicht einmal eine Wette auf drei Seidel Hofbräu war sie wert!

Die Glocke schellte — die Plätze füllten sich.

Josepha kam wieder auf das Podium getrippelt. Sie wippte dabei mit den Schultern und machte ein Mäulchen. Sie schien sich bereits als Herrin der Situation zu fühlen. In dem Momente, da der Vorhang sich über ihrem Figürchen teilte, hatte sie sich noch mit einem kleinen schmollenden Stirnrunzeln nach dem Hintergrunde umgewandt; denn es war an ihrem Rockschöße gezupft worden, vorsorglich und verstohlen, wie zärtliche Mütter es zu machen pflegen, wenn sie ihre Töchter in den Ballsaal geleiten.

Dann trat, der Geigerin auf dem Fuße folgend, eine schlichte, in schwarzen Taffet gekleidete Mädchengestalt in die Halle des Saales hinaus und setzte sich, ohne einen Blick auf das Publikum zu werfen, ans Klavier. Sie war nicht schlank und nicht üppig, nicht groß und nicht klein, nicht hübsch und nicht häßlich, nicht einmal ob sie jung oder altlich war, ließ sich entscheiden, doch schien sie die Mitte der Zwanzig noch nicht überschritten zu haben. Sie hatte dasselbe rötliche Haar, das Josephas Köpfchen so reizvoll umhüllte; höchstens um einen Schatten mehr ins dunkle spielend, jedenfalls aber hatte es auf diesem Kopfe jeden Reiz verloren. Es fiel in zwei schlicht angekämmten Flechten über Stirn und Schläfe herab, ließ die Ohren frei und war über dem Wirbel in mehreren sorgsam durchflochtenen Zöpfen ineinander geflochten.

Alles in allem: Ein Wunder war's nicht, daß man die ganze Person übersehen hatte. Selbst daß sie überhört worden, ging vollkommen mit rechten Dingen zu. Sie besaß eine Art, ihre Töne zu dämpfen, ihre Effekte herabzustimmen und alles, was an Farbe, Licht und Stimmung vorhanden war, auf die Geige herabzuleiten, der Geige allein zu überlassen und in vollendetem Zusammenklang hinter den Tönen dieser zu verschwinden, daß ein wahrhaft feinfühliges Ohr dazu gehörte, um zu erkennen, welsch eine Künstlerin hier daran arbeitete, sich und ihre Kunst vergessen zu machen.

Das war sie. „Josephas Schatten!“

Wer sie zuerst so genannt hat, weiß ich nicht. Wahrscheinlich war das Wort in einem der Salons entstanden, in denen die junge Künstlerin fortan gefeiert wurde wie eine Königin und in denen sie niemals erschien, ohne sich von dem Geigenkasten und der in schwarzen Taffet gekleideten Klavierpielerin — ihrer Schwester, wie man erfahren hatte — begleiten zu lassen.

Die Hausfrauen wußten alsbald, daß jede Einladung für sie zugleich an die Adresse der Schwester gerichtet sein mußte, obgleich diese nie eine Rolle spielte, unscheinbar und unbemerkt verblieb, wie an jenem ersten Abend. Sie war ein notwendiges Übel, das man mit in den Kauf nahm, wenn man Josephas Lachen und Josephas Töne für sich erhandeln wollte.

Und schließlich störte sie ja nirgends.

Es giebt in jeder Gesellschaft ein paar anspruchslöse Überzählige, denen man solche Aschenbrödel ohne Bedenken aufbürden kann, alte dreiste Epikuräer, die bei ihren Tafelfreuden nicht gerne durch eine überflüssige Entwicklung von Geist und Liebenswürdigkeit gestört sein wollen, oder junge Milchbärte ohne Rang und ohne Familie, die Gott zu danken haben, daß sie selber geladen sind.

Einem aus diesen zwei Sorten wurde sie aufgehaßt. Sie lächelte dann still in sich hinein, warf bisweilen ein schüchternes Wort über den Tisch hin und wurde hinterher über die Wirkung desselben so bestürzt, daß die helle Blut ihr ins Antlitz schlug und ihr Mund sich nur um so fester zum Schweigen verschloß.

Aber Josepha!

Wie das gährte, bligte, sprudelte in ihrem Wesen! Wie ihr Silberlachen über den Tisch hinperlte; wie ihr Auge mitten im Jubel sich träumerisch verschleierte, um im nächsten

Augenblicke um so schelmischer aufzuleuchten! Mit welsch' naimem Wohlgefallen sie die Huldigungen der Kavaliere über sich hinfluten ließ, und wie lustig sie ihr Lockenköpfchen schüttelte, wenn ein allzu kühnes Schmeichelwort sich flüsternd zu ihr drängte. Wenn ein Duzend feder Zungen schäfernd um sie herum saß, dann schien es ihr erst recht wohl zu werden. Dann dehnte und streichelte sie sich wie ein Käzchen, das in der Sonne liegt, dann warf sie sich in den Sessel zurück, schlug die Knie übereinander und schüttelte die Locken, die wie eine Feuergarbe um sie herumflogen.

In diesen Kreis hinein kam dann plötzlich lautlos und schüchtern der „Schatten“ geschlichen, heftete einen langen, besorgten Blick auf die tollende Schwester, strich ihr die Locken zurück, küßte sie auf die Stirn und setzte sich neben sie, den Arm um ihre Achsel legend, um eine Weile später lautlos und schüchtern, wie sie gekommen, in irgend einem Winkel zu verschwinden.

Josepha war verliebt. Sie war fortwährend verliebt. An jedem Abend in einen andern. Manchmal in zwei oder drei zu gleicher Zeit. Sie zeigte ihr Wohlgefallen dem Manne ihrer Wahl in ganz naiver Weise, flüsterte mit ihm, ließ sich von ihm die Armbänder auf- und zuschließen, errötete, wenn seine Hand die ihre berührte und seufzte, wenn er sich von ihr wandte. Und als ob sie ihrer Erregung nicht anders Herr werden könnte, sprang sie dann plötzlich auf, eilte auf die Wirtin des Hauses zu und bat mit schmeichlerischer Liebfosung um die Erlaubnis, etwas vorspielen zu dürfen.

Eine Sache großmütig zu gestatten, die von rechtswegen mit schweren Bitten und noch schwereren Goldrollen hätte erkaufte werden müssen, war stets nach dem Geschmacke der Gastgeber. Josepha aber, froh wie ein Kind, welches sich von Mama einen Leckerbissen erbettelt hat, lief zum Geigenkasten und rief lachend über die Köpfe der Gesellschaft: „Loni, wo steckst? Gnä' Frau hat erlaubt, mer dürfen geigen.“

Dann tauchte der „Schatten“ aus irgend einem Winkel auf, in dem er sich verborgen gehalten, lächelte dankbar und setzte sich ans Klavier, stumm und bescheiden wie immer, wenn das Kind sich zu neuen Triumpfen rüstete.

Und das Kind schüttelte seine Locken, preßte die Kremoneserin liebfosend an sich und ließ den Bogen wie im Traume über die Saiten gleiten. Und während der erste Ton langsam in dem Raume verhallte, in dem es still wurde wie in einer Kirche, öffnete sie ihr großes, blaues Auge und heftete es in langem, schwärmerischem Blicke auf das Antlitz des Mannes, der ihr vor allen am besten gefallen hatte, in den sie für heute verliebt war. Auf ihm blieb er ruhen, lächelnd oder schwermütig, wie die Stimmung des Liedes es mit sich brachte, auf ihm blieb er ruhen, bis der letzte Ton von dem Jubel der Gesellschaft verschlungen war.

Dann seufzte sie auf, wie aus tiefem Traume erwachend, warf die Fidel bei Seite und sprang irgend einem der Weiber an den Hals, die sie mit entzückten Geberden umdrängten.

Der „Schatten“ saß derweilen ruhig auf seinem Schemel, ließ wohl die Hände in ernstem Accorde auf die Tasten nieder und wurde dunkelrot bis zu den Haarwurzeln hinauf, wenn der Abfall eines Dankes sich auch zu ihm verirrte.

II.

Bierzehn Tage waren verflossen, seitdem die junge Künstlerin mit ihrem silberhellen Geigenstrich und ihrem silberhellen Lachen Berlin zu erobern begonnen hatte.

Es war eine Zeit wachsender Triumphe. Die Einladungen regneten förmlich hernieder, und immer mehr schwand die Möglichkeit, alle die enthusiastischen Lobschreiben, die Hymnen in Versen und in Prosa, die Liebes- und die Bettelbriefe so gründlich zu studieren, wie sie es verlangten.

Der Portier des „Kaiserhofes“, in dem sie Logis genommen hatte, bekam alle Hände voll zu thun, die Blumen Spenden, die von Verehrern hergesandt worden, in Empfang zu nehmen und die Verehrer selber wieder heimzuschicken, und seine Loge sah um diese Zeit aus wie ein Ziergarten.

Eines Vormittags um 12 Uhr meldete sich bei diesem mächtigen Würdenträger ein Fremder, der in fremdem Dialekte stotternd und verlegen sich erlaubte nachzufragen, ob Fräulein Josepha Mittermayr hier selbst Wohnung genommen haben.

„Wenn Sie Blumen abzugeben haben, legen Sie sie nur da hin,“ sagte der Portier, ohne daß er sich die Mühe genommen hätte, aufzuschauen.

„Das nicht — aber — sprechen — möcht' ich sie —“ „Sprechen — is nicht,“ sagte der Portier, „legen Sie Ihre Visitenkarte man da hin, wo die anderen liegen.“

„Erstens hab' ich keine Visitenkarte, und —“

Überrascht sah sich der Portier den Menschen an, der keine Visitenkarte hatte und trotzdem mit ihm zu reden wagte.

Freilich, ein Kavaliere war er nicht, o nichts weniger als das. Er mochte ein Notenschreiber, ein Handwerker oder so etwas sein, sicherlich gehörte er zu denen, die von jungen Damen von Stande zu den geschlechtslosen Wesen gezählt werden.

Er trug einen durchaus unmodernen und ziemlich abgeschabten Winterüberzieher, hatte plumpe Stiefel auf den Füßen und, was das Gravierendste war: seine Hände, große rote Arbeitshände, entbehrten jeglichen Handschuhs. Das kleine

schmalfrempe Filzhütchen, das schief auf dem schwarzen Lockenkopfe saß, vollendete den uncavalieren Eindruck und gab dem Gesichte, das übrigens gefällig und offen in die Welt schaute, etwas Berwogenes, Zigeunerhaftes, was jedoch durch das linksche Gebahren und den ungeschickten Sitz der Kleider wieder aufgehoben wurde.

„Für Sie wird das Fräulein wohl zu sprechen sein,“ sagte der Portier, die Hände in die Hosentaschen steckend; „Zimmer 35 und 36“ fügte er hinzu, und um jede fernere Erörterung abzuschneiden, fing er zu pfeifen an.

Der junge Mann eilte, ohne diesem Zeugnisse der Beringschätzung irgend welche Beachtung zu schenken, die breiten, teppichbelegten Stufen hinauf, machte einen Augenblick vor dem großen Spiegelglasthür, welches den Treppenabstieg krönte, um einen schüchtern prüfenden Blick über seine Gestalt hingelenken zu lassen, und wandte sich dann an einen der herumlungernenden Kellner, den er mit der übertriebenen Höflichkeit des Oesterreichers ersuchte, diesen Brief — er zog ein etwas zerkrümmtes Couvert aus der Tasche — nach Zimmer 36 zu tragen und dem Fräulein Loni — „versteh'n's, der Schwester von dem Fräulein Josepha!“ zu sagen, daß der Schreiber gleich hierausen steh, und bitten laß, wenn das Fräulein Loni so gut sein woll, ihm d' Ehr zu geben.“

Der Kellner pochte. Eine weiche, leise Frauenstimme rief „herein“.

Zwei, drei Minuten vergingen, dann ertönte aus dem Innern ein kleiner Schrei, der den Wartenden freudig zusammenschrecken ließ.

„Das gnädige Fräulein lassen bitten!“ sagte der Kellner, der schnunzelnd in den Korridor hinaustrat.

Aber schon wurde die Thüre weit geöffnet und in ihr erschien Loni, das Antlitz wie mit Blut übergossen, die Hände in verlegener Herzlichkeit nach ihm ausstreckend.

„Aber, das ist halt eine Überraschung!“ flüsterte sie.

Er wurde rot und blaß und wagte nicht den Mund aufzutun.

„Warum willst nicht näher treten, Felix?“ fragte sie dann, einen scheuen Blick zu seinem Gesichte emporhebend, als wolle sie lernen, sich in diesen Zügen zurechtzufinden.

„Aber wenn ich dich störe,“ stammelte er, „dich oder das Fräulein Josepha.“

„Mich würdest selbst im Ave Maria nicht stören, Felix,“ sagte sie mit einem herzlichen Lächeln, „und vor der Josepha brauchst du dich auch nicht zu fürchten, denn die ist nicht daheim.“

Diese letztere Kunde schien ihm große Erleichterung zu bereiten, wenigstens zögerte er nicht länger, der Einladung zu folgen, um die ihn die Hälfte von Berlins jeunesse dorée gar sehr beneidet hätte.

Als der grellfarbige Brunk des Hotelzimmers ihn umgab, erfaßte ihn eine neue Herzbeklemmung. Er sandte einen schüchternen Blick die Wände entlang, die mit ungeheuren Spiegeln und wertlosen Bildrücken in desto wertvolleren Barokrahmen austapeziert waren, musterte den rosageblühten Teppich und schielte dabei auf seine Stiefeln.

„Ich geh' doch wohl nicht hierher,“ sagte er dann mit einem leisen Seufzer.

Sie brach in ein Lachen aus. Es war ein Lachen so froh und so melodisch, wie es sonst nur von Josephas Lippen tönte. Daß auch Loni lachen konnte, wußte keiner in der großen Welt.

„Ach geh, bist du dumm,“ sagte sie, „das ist ja alles plump und geschmacklos und bloß fürs Augenblenden eingerichtet. Schau nicht hin, wenn's dich ärgert — schau mich an — oder ärg're ich dich auch?“

Es waren ein paar große, klare, tiefblaue Augen, die sich in diesem Augenblicke zu ihm erhoben. Bis zu diesem Augenblicke hatte sich noch niemand die Mühe genommen, hineinzuschauen.

Er seufzte. „Du bist so gar schön und vornehm geworden, Loni,“ sagte er dann, indem er sein Hütchen drehte.

Sie nickte mit einem wehmütigen Lächeln ein paarmal vor sich hin. „Ich schön und vornehm? Ach, wenn du wüßtest, was für'n Aschenputtel ich bin!“ — Und dann schüttelte sie sich und sagte mit leisem Aufschauen: „Aber warum nimmst nicht Platz, Felix? Denk' du seit in meiner Puppenstube zu Gast, wie ehemals! — Lieber Gott, wie lang ist das her! Raum auszudenken ist das! — An die fünfzehn Jahr! Und wie lang ist's, daß wir — Abschied nahmen?“

„Neun Jahr,“ sagte er und schaute ihr bedeutungsvoll dabei in die Augen.

Sie wurde blutrot und sah in ihren Schoß. Sie dachte wohl an den Kuß, den er ihr in der Abschiedsstunde heimlich auf die Lippen gedrückt hatte.

Er dachte dasselbe und fragte sich dabei, woher in aller Welt er damals den Mut genommen habe —

„Lieber Himmel!“ sagte sie dann, „und so lange ist's her, daß ich nicht daheim gewesen bin und das Grab der Eltern — nicht besucht habe! — Ich schäm' mich recht! — Aber 's ging ja nicht an! Bin ja nicht mein eigener Herr!“ Sie verschluckte einen Seufzer, dann fuhr sie hastig fort: „Und nun erzähl! Was ist aus dir geworden? Bist ausgewandert, daß ich dich mit einemmal hier in Berlin vor mir seh?“

Er schüttelte verlegen den Kopf.

„Also erzähl, wie kommst hierher?“

„Ja, das ist 'ne lange G'schicht, Loni — und du magst sie nun glauben oder nicht.“

„Ich glaub' sie! — Also!“

„Also sitz ich vorgestern im Comptoir.“

„Was ist denn das für'n Comptoir, wenn's erlaubt ist?“

„In meinem eignen Comptoir — von meiner Sägmühl!“

„Deine Sägmühl? Schau, da hab' ich ja 'nen mächtig reichen Herrn vor mir!“ Und sie warf ihm einen leuchtenden Blick zu, der da zeigte, wie stolz sie auf ihn war.

Er lächelte geschmeichelt. „Es ist des Herrn Vaters seine,“ sagte er, „die ich übernommen hab'. Ich will jetzt Dampfbetrieb einrichten lassen. — Würdest sie gar nicht wieder erkennen, Loni!“

Loni war voll Bewunderung. „Aber der Herr Vater?“ fragte sie dann in aufsteigender Besorgnis.

„Der Vater lebt, Gott sei Dank. Hat 'n bißel Rheumatismus und läßt auch vielmal's grüßen.“

„Felix, was du mir da für 'ne Freud' machst! Mein, schau, das ist hübsch von dir, daß der Herr Vater noch lebt.“

Und sie schlug sich vor Vergnügen mit der flachen Hand auf die Kniee, wie es sonst die Landmäd'el machen. Dann schämte sie sich und sagte: „Aber, hast mir denn schon erzählt, was vorgestern —“

„Ja vorgestern sitz' ich in meinem Comptoir und laß mir zwei Würfel holen. Die sind in einer Berliner Zeitung eingewickelt gewesen. Und wie ich die auseinanderbreit', les' ich — ja, was les' ich? Josepha Mittermayr, Violinvirtuosin, les' ich; halt, denk' ich, der Deizel soll mich fassen, wenn das nicht der Loni kleine Schwester ist, die schon die Geigen hat spielen können, als sie nicht größer wie 'n Daumen gewesen ist! — Aber wo die Josepha ist, denk' ich weiter, da wird auch die Loni nicht weit sein, und richtig — da steht's geschrieben: die Klavierbegleitung Fräulein Leonie Mittermayr. Ich glaub' — ich soll toll werden vor lauter Freuden. Und nun muß halt wissen, Loni, daß ich in Teschen ein großes Holzlager hab' — ich fahr' also nach Teschen, und wie ich dort den Zug seh', der nach Sachsen dampfen will, denk' ich, Kruzitürken, in sechs Stunden wärst in Berlin und kannst die Loni spielen hören. Ich — nach Haus' telegraphiert, Billet genommen und —“

„Da bist du!“

„D, da bin ich noch lange nicht. Wie ich nun den Fiafer genommen und nach dem Saal gefahren bin, wo du und deine Schwester haben spielen sollen und alles ist voll Gold — Wände und Decke und Leuchter und alles sonst — da ist mir schon beklommen gewesen, und die feinen Damen mit ihren Edelsteinen, die hochmütig dreingeschaut haben, wenn ich ihnen dazwischen gekommen bin, haben mich noch beklommener gemacht. — Und wie nun gar die beiden vornehmen Damen auf die Bühne gekommen sind — die eine in lauter Spitzen leuchtend wie ein Wölllein am Himmel, die andre stolz und ernst wie eine Königin, und die Königin sollt' meine Loni sein — die Loni, mit der ich einst barfuß über die Felder gelaufen bin — da hat mich die Angst vollends gepackt und ich bin hinausgelaufen, ohne zu seh'n und zu hören! — Wollt' auch gleich wieder abreißen, aber weil ich mich geschämt hab', bin ich hergekommen, um wenigstens den Brief an dich abzugeben. — So — und nun kannst mich halt wieder 'naußwerfen.“

„Bui, schäm' dich!“ sagte sie, die Hand vertraulich auf seinen Arm legend. „Mit 'ner alten Jugendfreundin so zu reden. Mein, Felixerl, jetzt bleibst hier — und morgen und übermorgen, und so lang deine Sägmühl' es dir erlaubt. Ich will auch 'mal mein' Freud' haben und ein liebes Gesicht um mich herum; ich will auch mal wissen, wie's thut, wenn einer mit mir spricht und mit mir ganz allein — nur von meinertwegen.“

„Passiert dir denn das so selten?“

„Gar nicht passiert's. — Aber, was schaust mich so an? — D, ich mach' mir nir' drauß, heut sicher nicht — heut wollen wir plauschen nach Herzenslust. Zieh' aber den Mantel aus, wirst dich sonst erkälten, Felix.“

Und da er in seiner Ungeschicklichkeit nicht wußte, wohin mit dem Rocke, ergriff sie denselben beim Stragen und wollte ihn auf einen Nagel hängen. Aber sie hielt inne, lachte leise in sich hinein und setzte sich an den Nähtisch, indem sie den Rock über den Schoß legte.

„Was macht denn da?“ fragte er verwundert.

„Näh' dir 'nen Aufhänger an,“ sagte sie ruhig, als ob sich das von selbst verstände. „Und guc' mal, 's fehlen auch zwei Knöpf'. — Hast sie denn noch?“

„Sie stecken in der Tasche!“ sagte er kleinlaut.

„Na, na, gräm' dich nicht, Felixerl!“ erwiderte sie mit ihrem leisen tröstlichen Lachen. „Bist wohl mutterseelenallein auf der Welt? Hast kein' Menschenfeel', die aus eigenem Antriebe nach dem Rechten schauen thät?“

Er schüttelte den Kopf.

„Armer Bursch!“ Sie ließ die Arme in den Schoß sinken und sah ihn traurig an. Und dann lachte sie wieder und meinte: „Jetzt müßt' die Josepha heimkommen! Was würd' die für Augen machen!“

„Am Gotteswillen!“ rief er erschrocken und sandte einen scheuen Blick nach der Thür hin.

„Fürcht' dich nicht, Felixerl,“ tröstete sie scherzend, „sie beißt nicht, die Josepha.“

Aber er wollte sich nicht beruhigen lassen. Nachdem er eine Weile auf dem Sessel hin- und hergerückt war, fragte er bekommen:

„Du, kommt sie bald, Loni?“

„Die Josepha?“ fragte sie, einen Faden mit den Zähnen

entzweißeißend. „D, lang wird's wohl nicht dauern. Sie ist bloß gefahren Visiten machen. — Schau, da schleich ich mich am liebsten d'rum herum. — Hab' auch daheim wichtigeres zu thun. — Muß der Josepha ihre Garberob' in Ordnung halten, muß nähen und plätten und flicken, denn reißen thut sie — fürchterlich thut sie reißen.“

Ihr treuherziges Geplauder gab ihm allmählich die Ruhe wieder.

„Sätt's mir — weiß Gott — nicht gedacht, daß du so gar nicht stolz sein würdest,“ sagte er, sich behaglich in den Sessel zurücklehnd. „Mit dir kann man ja plauschen, wie mit unsern Madeln daheim.“

„D, ich wollt',“ seufzte sie, „ich wär' so eine und säße daheim hinter d' Salatstauden.“

„Wie! Du fühlst dich also nicht glücklich in deiner Herrlichkeit?“ fragte er besorgt.

„Ich glücklich?“ und sie schlug das ernste blaue Auge empor, als wolle sie den Himmel zum Zeugen ihres Kummers nehmen.

„Ist sie denn nicht gut zu dir — die Josepha?“ fragte er.

„Gut wie ein Engel ist sie, und ich lieb' sie über alles in der Welt. Mein Stolz und meine Freud' ist sie, und ich möcht' eher sterben, als daß ich je von ihr ließ', aber —“

„Aber?“

„Sieh', Felixerl, ich kann dir das nicht so sagen. Aber weißt du, wie dem hungrigen Musikanten zu Mute ist, der bei einem Festeffen die Klarinette bläst? Siehst du, so geht's mir; ich seh' die Menschen rings jubeln und schwelgen in Lust und in Leben und die Josepha mitten darunter und ich sitz' traurig dabei und blas' mein' Klarinetten, und mir giebt niemand zu essen.“

„Lonerl, das ist zu hoch für mich!“ sagte er.

„Wie solltest du's auch versteh'n!“ erwiderte sie, „du kannst ja nicht wissen, wie sie mich verachten, die vornehmen Leut', wie sie mich über die Achsel anschau'n und im Winkel steh'n lassen. — D ich beklag' mich ja nicht — ich hab's nicht besser verdient. Ein einfältiges Ding bin ich, und die Rehle schnürt sich mir zu vor lauter Angst, wenn ich unter die Fremden komm', und wie ein Stock steh' ich da, so dumm und stumm, warum sollten's mich da besser behandeln wie 'n Stock?“

„Aber so pfeif' ihnen doch eins, den vornehmen Leuten und komm' zurück zu uns!“ rief er vor Eifer erglühend.

„Und Josepha?“ fragte sie.

„Ja, und Josepha? Kann die dich denn nicht schützen vor so viel Unbill? Fließt der die Gall' nicht über, wenn sie es sieht?“

„Sie sieht's gar nicht.“

„Das ist mir 'ne schöne Schwester!“

„Schilt nicht auf sie, so etwas sieht kein zweiter, das kann man nur selber spüren, wenn's drinnen im Herzen zuckt und brennt. Und dann hat sie ja so viel mit sich selber zu thun und all den Herren, die um sie herum sind und auf ein Wort, einen Blick ihrer Augen lauern, wie kann sie da auf die Schwester achten — ob die sich einsam fühlt oder nicht.“

Er biß grimmig die Zähne zusammen und schwieg.

„Versteh' mich recht,“ fuhr sie eifrig fort, „du mußt nicht denken, daß ich neidisch bin. Es ist ganz richtig so zwischen uns und es gehört sich so. Ich bin ein simples Landmäd'el und versteh' nir' weiter als 'n bißel Taiten schlagen — grad genug, damit die Josepha bei ihrem Spiel sich auf mich verlassen kann. Die Josepha aber ist von Gott begnadet, an deren Wiege haben die sieben Fee'n gestanden und haben ihr alles mitgegeben, was ein Menschenkind an Schönem und Gutem nur besitzen kann, so daß es wie ein Zauber von ihr ausgeht — und alle Herzen berückt und in Banden schlägt. Das wär' ja 'ne Vermeßtheit, wenn ich sie da beneiden wollt', aber — aber“ — sie schwieg und schaute sinnend zum Fenster hinaus.

Nach einer Weile fuhr sie fort: „Weißt du, wie die Leut' mich heißen? Josephas Schatten heißen sie mich, weil ich immer hinter ihr her trotte und für mich selber nichts bin — nicht so viel.“ Und sie blies über ihre Fingerspitzen. — „Als ich's erfuhr, hab' ich zuerst gelacht, denn ehrgeizig bin ich nicht — mein ganzer Ehrgeiz ist ja die Josepha, aber hinterher hat's mich doch gewirmt, vielleicht weil es so wahr ist — weil — — Sieh' nur, alles, was ich bin und hab', verdank' ich der Josepha, dieses Kleid ist von ihr — diese Broche ist von ihr — mein bißchen Bildung ist von ihr; denn nur um ihretwillen hab' ich lernen und studieren müssen, selbst meine Worte und Gedanken sind von ihr oder durch sie mir so gegeben worden, wie sie sind. Wenn sie nicht wäre, würde mein ganzes Leben ein anderes geworden sein, ich wäre nie nach Paris gekommen, wo wir fünf Jahre um ihrer Studien willen gelebt haben, hätte nie von silbernen Schüsseln gegessen und nie erfahren, daß es Lorbeerblätter giebt, die nicht dazu da sind, an die Suppe gerührt zu werden. — Und wenn sie eines Tages die Geige fortwirft, wenn sie einen der Grafen und Barone heiratet, die immerfort hinter ihr her sind, dann bin ich so heimatlos, so verlassen und so überflüssig wie — schau mal zum Fenster hinaus — wie jene alte, blinde Frau, die vor dem Hotel Streichhölzer verkauft.“

Und sie wischte sich über das Antlitz, die Thränen zu verbergen, die ihr unter den Lidern hervorquollen.

„Verzeih' mir, Felix,“ sagte sie dann, indem sie ihre Rechte bittend auf die seine legte, „ich habe dir nir' vorjamern wollen. Es ist ganz plötzlich über mich gekommen,

wohl weil ich einmal mein Herz zu jemand ausschütten kann, denn das giebt's sonst nicht. Kannst mir glauben.“

„Und die Josepha?“ fragte er, „vertraust du dich ihr niemals an?“

Sie schüttelte den Kopf. „Und wenn ich's thät,“ sagte sie dann, „so würde sie mich kaum versteh'n. Die Welt hat sich immer nur um sie gedreht, so daß sie den Gedanken gar nicht fassen kann, daß dem anderen vielleicht was fehlt, was sie selbst im Überflusse hat. Wenn's ihr wohlgeht, meint sie, muß es der ganzen Welt wohlgehn. Und sie streut so lange mit dem Gelde um sich, bis alles ringsum so fröhlich lacht wie sie selber. Daß es auch Kummernisse giebt, die ihr Geld nicht heilen kann, das weiß sie nicht. Doch wart' noch ein bißel, so wirst du sie ja selber seh'n, wie sie ist.“

Er schaute unruhig nach der Thür und erhob sich dann.

„Ich will doch lieber gehen,“ sagte er.

„Hast wahrhaftig Angst vor ihr?“

„Das nicht, — aber die könnt' ich hassen — deine Josepha.“

Sie lächelte halb traurig, halb voll Schelmerei. „Wirst sie nicht hassen, Felix, verlaß' dich drauf. Laß sie dich nur erst einmal angeschaut haben, wie sie die Männer anzuschauen pflegt, du wirst mich —“ sie stockte und schaute errötend zu Boden.

Er fühlte etwas wie Mannesstolz in sich erwachen. „Ich bin kein Eiszapfen,“ sagte er, „und ihr Blick kein Sonnenstrahl. Aber weißt was, Loni, ich möcht' dich doch — doch — lieber — allein haben!“

Sie sah mit einem langen Blicke zu ihm auf. „Hast Recht,“ sagte sie dann leise, „ich möcht' dich auch für — mich allein haben.“

„Und wie seh'n wir uns morgen?“

„Komm' vormittags um dieselbe Zeit. Ich werd' ihr zureden, wieder auszufahren.“

„Und wenn sie nicht will?“

„Sie wird schon wollen. Sie thut ja nichts so gerne wie irgendwo im Polster liegen und lachen und plauschen und Konfekt dazu essen, dieweil die fremden Leut' um sie herumstehn und die Händ' über'm Kopf zusammenschlagen vor Vergnügen.“

Er schüttelte unwillig den Kopf.

„Wirst sie nicht hassen, Felixerl,“ sagte sie lächelnd, „s hat's noch kein Mensch fertig gebracht. Und willst' 'ne Prob machen“ — sie spähte auf den Vorplatz hinaus — „so bleib' noch 'ne Minute, die Josepha springt eben aus ihrem Wagen.“

„Am Gottes willen,“ schrie er, langte nach seinem Überzieher und eilte, ohne für Knöpfe und Aufhänger Dank zu sagen, nach der Thür.

„Also auf morgen!“

Ein Händedruck, damit stürzte er hinaus. —

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Franz Liszt als Großvater der Debütantin.

Von Günther von Freiberg.

Lin einem stürmischen Dezemberabend saß im Palaß Malapiero zu Venedig ein gepudertes Hofsohlerchen am knisternden Kaminfeuer und träumte . . . nicht wachend, wie man es beim Dämmern gerne thut, sondern wirklich schlafend.

Plötzlich gab's einen lauten Krach, die Salonthüre sprang auf, ein Windstoß wirbelte durch das Zimmer, worin eine Dilettantenbühne aufgeschlagen war, und der gepuderte Monsieur fuhr aus seinem Armstuhl empor . . . „Zemine, der Orco, das Seegespenst, laufet den Kanal grande hinab! Na meinertwegen.“ Seine schön gefalteten Manschetten glatt streichend, setzte er hinzu: „Aber war das ein sonderbarer Traum! schade, daß ich grade jetzt erwachte.“

Aus einer Nebenthüre eilte ein junges, hübsches Mädchen herein; sie trug die bürgerliche, kleidsame Tracht einer Lotte, Molly oder Rieke, am Halse ein Kreuzlein aus Topasen, auf dem überreichen braunen Haar ein Häubchen.

„Aber, Wilhelm, verschlafte nur deine Rolle, deine Begeisterung nicht,“ mahnte sie.

„Im Gegenteile, Kind; da träume ich soeben . . . laß mich nur die verrostete Balkonthür schließen, wenn's möglich ist. Na, das nenn ich ein Wetterchen! wie gemacht zum Komödiespielen und lustigem Soupiieren mit Schaumwein! — Also, vernimm, Mariannchen: ich ging soeben in meiner wundervoll sitzenden Perrücke und diesem zimmetbraunen Röcklein mit Goethe spazieren . . . in seinem Garten zu Weimar . . . leider nur im Traume! Der alte imposante Herr trug einen vieredig geschliffnen Rubin am Jabot wie auf dem Stielerschen Porträt und schien sehr gut disponiert, als hätte er soeben mit Eckermann kalte Rebhühner nebst Salzgurken verzehrt . . . oh Gott, Marianne, daß man in dem miserablen Venedig nirgends achte Salzgurken bekommt!“

„Aber, Wilhelm,“ rief vorwurfsvoll das junge Mädchen, „so komm' doch zur Sache . . . was gehen mich deine Gurken an?“

„Nun denke dir, der Altmeister war äußerst gnädig und ausgiebig im Gespräch und sagte zu wiederholten Malen: es ist mir lieb, daß Ihr Richard Wagner meine „Geschwister“ vorspielt. Gewiß werdet Ihr damit Ehre einlegen, da Ihr so viele Proben abhieltet und so trefflich memoriert!“ — Was sagst du dazu?“

„Das ist reizend“, rief das rufbraune Mariannchen und klatschte vergnügt in die Hände: „Ja, wir müssen unser Lampenfieber überwinden und sublim sein.“

Das junge Fräulein war aber Frau Cosima Wagners Tochter erster Ehe, Daniela von Bülow (seitdem Frau Dr. Lode), und der im Traum so bevorzugte Monsieur war Schreiber dieser Zeilen.

Steht doch überhaupt jener Winter 1882—83 wie ein schönes Phantasielied vor meiner Seele! Der Höhepunkt war die Aufführung des Goethe'schen Einakters, den Richard Wagner — damals scheinbar frisch und gesund den Palast Vendramin-Calergi bewohnend — in besondere Affektion genommen hatte. Mit Hafis sag' ich:

Wohl war es eine schöne Zeit,
Wohl eine Zeit, in der ich lebte!

Jeden Donnerstag Franz Liszt als Tischnachbar, und abends sein Spiel! bald gab er eine stupende Bach'sche Sonate mit Violinbegleitung zum Besten, bald eine soirée de Vienne (nach Schubert), ganz ausnahmsweise 'mal die Ouvertüre zur „Zauberflöte“, zu einer Cherubini'schen Oper u. s. w.

Und täglich der vertrauliche Verkehr mit Wagners Familie — man kam aus der gehob'nen Stimmung garnicht heraus und glaubte sich nicht selten auf einen andern Stern veretzt.

Während ich im Herbst von Venedig noch abwesend, hatte sich des Meisters thatkräftige, geistvolle Freundin, Gräfin Schleinitz, daselbst bei ihrer Mutter, der Fürstin Hagfeldt, eingefunden und mit Frau Cosima beschlossen, dem unsterblichen Dondichter eine kleine Freude zu bereiten, nämlich eine sorgfältig einstudierte Aufführung der „Geschwister“ in Scene zu setzen. Schauplatz: Palazzo Malpiero, im Salon der gastfreien Fürstin.

„Du spielst den Wilhelm“, rief man mir bei meiner Rückkehr entgegen. Zu meinem Entsetzen! Dieser Liebhaber, halb Kaufmann, halb Schwärmer, wollte mir nicht recht passen und ich wehrte mich aus Lebenskräften gegen solche „Mollaske sonder Kern und Kern“. Zwar imponierte mir der feierliche Ernst, die Geduld und Fachkenntnis, womit Frau Wagner die Regie übernahm, und war ich nicht schon in meinem fünfzehnten Jahre beeinflusst gewesen durch den Zauber dieser eiprit- und seelenvollen Muse? Genug, es war unmöglich, Spielverderber zu sein. Und siehe da: nach und nach erwärmte ich mich für meine Aufgabe, ja zuletzt spielte ich den Wilhelm mit Passion! sogar seine Teilnahme fürs „Käsemütterchen“, das er auf seinem Abendspaziergang beobachtet, rührte mich bis zu Thränen. Es war eine Herzstärkung, Goethe-Broja zu sprechen und mit einer Partnerin wie mit der intelligenten Daniela zu spielen; hätte sie sich der Bühne gewidmet, wäre sie ohne Zweifel eine zweite Seebach oder Louise Neumann geworden.

Die undankbare Partie des Fabrice hatte gefälligerweise der Sohn des deutschen Konsuls übernommen.

So war nach redlichstem Fleiße die Generalprobe herangenannt. Um die Zimmerdekoration hatte sich der rühmlichst bekannte Aquarellmaler Bassini und sein Kollege Fr. Kuben verdient gemacht; lauter echte Möbel aus der Zeit Goldonis, wie man sie noch bisweilen in Venedigs Scharfekenläden ausstöbert, füllten unsere Bühne und gaben ihr die nötige Lokalfarbe. Über Wilhelms Schreibepult hingen Schattenrisse und Pastellbilder.

Wie werde ich es vergessen, wie plötzlich Franz Liszt in unferer Garderobe auftauchte, wo Maler Eduard Ratti uns soeben schminkte mit kunstfertiger Hand.

„Aber, cher grand“, rief Daniela, die Lieblingsenkeln Liszt's, „du solltest ja morgen erst zur Aufführung kommen.“

„Mein, nein“, rief der König im Reich der Töne lachend, „ich muß heute dabei sein! laßt mich ein wenig hinter die Coulissen gucken, — ich habe ein Recht dazu: ich bin Großvater der Debitantin!“

Dieses geflügelte Wort schlug flugs alle Bedenken „Mariannchens“ in die Flucht. Abbé Liszt strahlte von Fröhlichkeit, war lustig und guter Dinge wie ein junger wandernder Komödiant aus „Wilhelm Meister“. Und er war doch schon volle 72 Jahre alt. Was auch bei seinen Lebzeiten und seit dem kürzlichen Tode dieses phänomenalen Künstlers geschrieben wurde über seine „blendende, eigenartige, ja einzige Persönlichkeit“, es reicht doch nicht hin, seine angeborene Herzengüte, seine Seelengrazie zu schildern. Nur wer ihm ganz fern stand, nannte ihn „theatralisch“, er war es so gar nicht im gemüthlichen, intimen Verkehr. Er ließ stets auf sich wirken und ging besonders lebhaft auf den Humor ein.

In den Gemächern der Fürstin hatte sich unterdessen eine zahlreiche Gesellschaft eingefunden, darunter einige dem preussischen Hofe nahestehende Persönlichkeiten; die Intimen freilich waren erst zum folgenden Abend, der sogenannten Wagner-Soirée, geladen. Liszt zog es vor, bei der „Bande“ zu bleiben, goß uns Thee ein, brachte Kuchen, sorgte für alles. Darauf setzte er sich an den Flügel und accompagnierte mir die ersten Strophen zu Würgers „Lenore“; ähnlich wie Schumann zur Deklamation des „Heideknaben“ (von Hebbel) hatte Liszt zum Texte der vollständigsten aller Balladen eine effektvolle Klavierbegleitung geschrieben, ursprünglich für eine Schauspielerin in Weimar, und es freute ihn, daß ich mit Feuereifer dieses Melodrama in Angriff nahm, und „hurra, hurra, hopp, hopp, hopp, ging's fort im laufenden Galopp“. . . . War das ein Tempo! nur mit Mühe konnte ich folgen, aber ich hing an den leuchtenden Augen des genialen Musikers, und da gab es keine Schwierigkeiten.

Während der Probe ermutigte der „Abbé“ oder „Komthur“, wie er in Italien seiner hohen Orden wegen genannt wurde, von seinem Plaze aus die Spielenden bald mit einem „bravo!“ bald mit einer bestimmenden Geberde.

Allein, aufrichtig gestanden, die Vorstellung ging nicht besonders brillant von statten. . . . Marianne tadellos; Fabrice nicht sicher; Wilhelm zerstreut. Vom Souffleur vernahmen wir keine Silbe.

Und nun überkam uns die Angst vor der bevorstehenden Aufführung, vor einer Blamage in Richard Wagners Gegenwart. Liszt, der verschwenderisch Gütige, sagte zwar fort und fort: „Ich begreife nicht, daß Euch das Herz sank. Ihr habt den richtigen Ton getroffen und werdet Beifall ernten.“

Am andern Morgen gondelte ich von der Piazzetta nach dem einsamen Lido, nahm unterwegs, „vom reinen Element geschaukelt“ und auf dem einfüßigen Judenkirchhof die Rolle noch einmal Wort für Wort durch. . . . es ging wie am Schnürchen. . . .

„Na, also,“ jagt' ich, steckte meinen Goethe in die Tasche und fuhr im Seegelboot bei günstigem Winde nach der Stadt zurück.

Abends um 9 Uhr kehrte das unselige Herzklopfen wieder. Die drei Acteurs suchten sich durch Theepunsch zu animieren, aber eiskalt waren ihre Fingerspitzen, die Wangen blaß unter dem Rosenhauch der Schminke. Wir verwünschten die Tollkühnheit, mit der wir uns in diese fatale Situation begeben hatten.

Noch als die Ouverture schon ertönte — Siegfried Wagners Hauslehrer spielte eine Gavotte von Glück — riefen wir: „Es geht nicht, wir spielen nicht, wir laufen davon!“ Unfre Aufregung spottet jeder Beschreibung. . . .

Nichtsdestoweniger saß Wilhelm mit dem schmucklosen Mirliton à la Clavigo beim Aufrollen des Vorhangs an seinem Schreibtisch in Rechnungen und Betrachtungen vertieft. „Heiliger Raphael“, seufzte ich in mein schöngefädeltes Jabot, während die ziemlich langweilige Gavotte verhallte, „da sitzt Richard Wagner mir gleichsam auf der Nase!“

Ja, sein durchdringender Blick schien mich zu durchbohren. . . . Neben dem Meister saß der feine, sympathische Paul von Jankowsky, Wagners Hausgenosse und „Hofmaler“; die mexikanische Prinzessin Turbide ihm zunächst; ferner erblickte ich wie durch einen Nebel den Maler von Blaas mit seiner hübschen Gattin; die schöne Solde Wagner mit ihrer Schwester Cochen; den Grafen Giuseppe Contin, Chef des venezianischen Konservatoriums und Geigenpieler par excellence; den Komponisten Ugo Bassani u. s. w.

Selbstam, im selben Moment verichwand alle Schüchternheit und eine besonnene Begeisterung trat an ihren Plaz. . . . ich gedachte der Abende, an denen ich vor Meyerbeer weit schwierigere Rollen gespielt hatte. . . . als ob ein intelligentes, feinfühliges Publikum nicht immer das nachsichtigste wäre! Pflüge Goethe nicht zu jagen: „ich weiß, wie schwer selbst die mittelmäßigste Leistung ist!“

Und von Scene zu Scene ging es besser und besser. . . . Talma hatte vor einem Parterre von Königen gespielt, wir spielten vor zwei Genies, vor Wagner und Liszt!

Mit der Hauptscene zwischen den Geschwistern, welche nicht blutsverwandt sind, erschütterten wir geradezu unser lautlos aufgehendes Auditorium. Man lernt in Italien, das die vorzüglichsten Schauspieler besitzt, nichts leichter als die Kunst Thaliens, wenn eine gewisse Anlage und wirklicher Fleiß vorhanden ist.

Franz Liszt hatte uns „den Daumen gehalten“ und damit Wunder bewirkt. Dank ihm noch heute dafür! — Zum Lohn erhielt er auch beim Souper seinen Lieblingsalat aus rothen Rüben, den ich ihm hatte bereiten lassen. . . . mes betteraves!“ rief er entzückt.

An einem der kleinen Tischchen saß ich mit Frau Cosima und vergaß Speise und Trank über unser Geplauder. . . .

Wohl war es eine schöne Zeit! leider eine ebenso flüchtige als schöne: zwei Monate später schloß der Meister der Nibelungen-Trilogie die Augen auf immer. Sein letzter „theatralischer Genuß“ — wie er sich ausdrückte — war unsere Dilettantenvorstellung gewesen.

Ach, wie vieles hat sich geändert seit jenem unvergeßlichen Winterabend am Canal grande! Was traut vereint war, ist einander entfremdet; Blide, die damals noch leuchteten, sind erloschen; und wo Gluten hell aufzuckten, blieb Schutt und Asche zurück.

Glückliche Jugend.

(Hierzu das Bild auf der Titelseite.)

Wie gut doch ist es, jung zu sein!
Die Jugend kennt nur leichte Herzen,
Sie schwebt vergnügt dahin im Reihn
Und hüpf't durch's Leben unter Scherzen.

Sie kennt die Sorge nicht, die Not,
Mit der ein Mann sich müht und haftet,
Und nicht den Kampf um Ehr' und Brot
Und was noch sonst auf Menschen lastet.

Sie schwärmt um jeden Blumenstern
Leichtsinmig wie ein bunter Falter.
O glücklich, wem noch welkenfern
Es liegt, das unbarmherz'ge Alter!

Und doch, verachten will ich's nicht,
Wonnach doch alle Jungen streben.
Wer auch nicht gern vom Altern spricht,
Wünscht doch im Herzen lang' zu leben.

Und wahrlich, Lob gebührt und Preis
Dem Alter, nicht des Mitleids Thräne,
Denn reich an Weisheit ist der Greis —
Nur fehlen häufig ihm die Zähne.

Schwer wiegt im Rate, wer erreicht
Die Jahre, so die besten heißen,
Wenn er auch gern den Jüngern weicht,
Wo eine Nuß ist aufzubeißen.

Ihr, die ihr weise Männer seid,
Schaut diesen Knaben an, ihr Alten!
Sprecht, fühlt ihr nicht ein wenig Reid
In eurer Brust geheimsten Falten?

Die Nuß, daran so eben er
Sich übt, zählt zu den harten Nüssen:
Sie zu bezwingen fällt ihm schwer,
Und doch wird sie sich fügen müssen.

Nur zu, o Knab'! Einst wird auch dir
Das Alter beugen deinen Nacken.
Bis dahin giebt es, glaube mir,
Noch manche harte Nuß zu knacken.

J. Trojan.

Ophelia.

(Zu dem Gemälde von R. Sichel.)

Steigt du wieder empor aus dem dunstigen Nebel über den Wassern, bleicher Schatten? Kannst du nicht Ruhe finden in deinem nassen Grabe, bedeckt von Maßlieb und Purpurlumen? Umsäuselt fort und fort dein klagendes Lied die grauen Blätter der melancholischen Weide?

Ihre Zweige erzittern vor dem stillen, geheimnisvollen Gram, den sie nicht verstehen, und dein schwanker Leib, selbst stimmernder Mondenschein, schmiegt sich in hellen Nächten an das Laub der ewigen Trauer.

Ach, du kannst nicht vergehen, wie du nicht geworden bist. Du bist ewig. Stirbt nicht ewig die Maienrose und kehrt sie nicht ewig wieder?

O Maienrose — dein Bruder nannte dich so, der Mann mit der wilden Leidenschaft und dem zügellosen Thatendrang — du wußtest nicht, woher du gekommen, und du wußtest nicht, wohin du gingst. Mit deiner stillen Lieblichkeit den Garten der Erde zu zieren war deine Bestimmung. Aber du wußtest nichts davon.

Ein Traum war dein Leben. Wie irrende Sonnenlichter und huschende Schatten zogen die zarten Empfindungen der Lust und der Trauer an deiner schlafenden Seele vorüber. Sie welkten alle, die Knospen deiner Gefühle, bevor sie sich zur Blüte entfalteten. Nie hob sich deine Hand voll Begehrlichkeit empor. Den bunten Schmetterling haßtest du nicht, der deine Sinne reizte; du liehest ihn ruhig davonflattern, wenn er sich nicht auf deine Hand setzte. Dein großes, schönes, stummes Auge, das neugierige und unverständende Auge, blickte ihm nach und wartete auf das Farbenspiel, das ihm die nächste Minute vorkaufen würde. Du liehest jeden seinen Gang gehen, und wenn ein Fuß auf dein leises Leben trat, so beugtest du voll Ergebung dein Köpfchen.

Rosmarin und Bergfameinicht, Raute und Aglei verstandest du, besonders die Weilchen waren deiner Seele nahe. Du jahest sie welken, als dein Vater starb. Offenbarten sie dir das Geheimnis ihrer Natur, weil sie sich dir verwandt wußten? Ja, auch deine Seele war eine Pflanzenseele, webend und wirkend im Lichte der Sonne, verdorrend unter den Schatten des Schmerzes. Deine arme, sinnende, gedankenscheue Pflanzenseele mit den ahnenden Gefühlen und dem dumpfen Verstande — sie brach, als das Leid der Kreatur sie mit seinen Dornen rißte.

Als dein Dichter, der große Rätsellöser, dich schaute, sah er ein Stück des großen Menschheitsrätsels entriegelt. Er jah das Weib, bevor es Weib geworden, in seiner pflanzenhaften Naturanlage. Er jah das ewige junge Mädchen. Er jah es, wie es hervorgekommen war aus dem Schoße der Natur, ein Bild alles Weichen, Feinen und Zarten, alles Sinnigen und Sinnesmäßigen, alles Schwachen, Sehnennden, Haltbedürftigen, ganz Gefühl und Instinkt. Er jah es noch nackt von der Gedankenhülle, welche die Kultur um sie geworfen, noch unentstellt von den Verrentungen des Verstandes, welche die Vermännlichung des Geschlechtes zeitigt, noch ledig der stürmischen Willensantriebe, welche der Wettbewerb zeitigt.

Er jah Ophelia. Das war nicht die feurige Veroneserin mit den heißen Sinnen und dem raschen Willen, die Erbin alter Rasseigenschaften, die, wie ihr Geliebter, von der Natur dazu ansersehen war, den Instinkt der Liebe in seiner Allgewalt und Ausschließlichkeit zur Erscheinung zu bringen. Das war auch nicht Desdemona, dieses Weib mit dem eigenartigen Herzen, dem kapriziösen Geschmack und der frühen Selbständigkeit der Gedanken. Es war das brütende, vegetative Prinzip in der menschlichen Natur, das Urweib in seiner jungfräulichen, fast kindlichen Erscheinungsform, das stille und eitle, zarte und sinnliche, einfältige und listige Geschöpf, allen Impulsen des Instinktes folgend, wie die Nadel dem magnetischen Fluidum, fremd dem uneigennütigen Regen der erkennenden Vernunft. Es sieht die Welt voller Rätsel und findet nie eine Lösung. Und ahnt es eine, so geht sein Denken aus den Jugen, denn es ist dem Anblick des gramvollen Leides, das aus den innersten Tiefen seiner Natur hervorbrinft, nicht gewachsen. Die Oberfläche ist seine Heimat, seine Lebensbedingung; mit aller Angst der Kreatur klammert es sich fest an sie. Und die Oberfläche weiß es zu vergolden und mit einer lieblichen Ornamentik zu bedecken, welche die traurige Ode des menschlichen Tagesdaseins ertragenwert macht.

Diese Ophelia stirbt nicht. Sie wird immer wieder neu geboren; in tausendfachen Inkarnationen erscheint sie, am Ganges und am Indus, am Schwarzen Meere und am Dniepr, an der Elbe und am Rhein, am Malarssee und am Severn, überall entzückt sie durch die kunstlose Grazie und Lieblichkeit ihrer sich selbst unbewußten Natur, und jede Miene und jeder Schritt, jedes Wort und jedes Schweigen spricht: Hier bin ich, wer will mich haben?

Warum müßtest du dich so durch deine verliebten Schelmenlieblein verraten, du armes Kind, als die Nacht des Wahnsinns dein Haupt umfing? Die ehrbaren Schatten deines väterlichen Hauses hätten für immer deine sanfte, sinnliche Pflanzennatur verhüllt, wenn nicht das entsetzliche Leid die schwachen Grundpfeiler deiner Seele zernichte. Und du liebest ihn nicht einmal, diesen schwachgemuten Prinzen, diesen Märtyrer des thatenlähmenden Gräbels! O doch, du liebest ihn, aber nicht mit der Leidenschaft des sich selbst erkennenden Herzens, du liebest ihn mit dem schwachen, haltlosen Impuls des Weibes, sich anzulehnen an einen starken Stamm, du liebest ihn mit jener verstoßenen Sehnsucht, die da spricht: Hier bin ich, wer will mich haben?

Und kommt dann ein einfältiges, künstlerisches Gemüt, eine Agnes Sorma, dieses Sonntagskind von schlichter Armut und naturfrischer Seele, um von der Bühne herab der Offenbarung des Dichters Fleisch und Blut zu verleihen, so sieht die erstaunte Menge nicht Ophelia, das Hoffräulein aus alter Zeit vor sich, sondern Ophelia, die ewig junge, ewig liebliche und ewig beweinenswerte Mädchenknospe. Agnes Sorma spielt nicht, sie interpretiert die Schöpfung des Dichters.

Und ist dem Maler das Gleiche gelungen? Wer den Blick solcher Augen begreift, wer die Sprache dieser Wangenlinien versteht, wer zu hören vermag, was diese Finger erzählen, die an dem Strohh zupfen, der antwortet: Ja!

O. Neumann-Hofer.



Ophelia. Holzschnitt nach dem Bilde von N. Sichel.
Photographie-Berlag von Gustav Schauer in Berlin.

Nachdruck verboten.

Aus dem Leben der Tierwelt.

Die muntere, lebendige, farbenreiche Vogelwelt erweckt, wo wir ihr begegnen, unsere Sympathien mehr als alle übrigen Tiergeschlechter. Zwar giebt es unter diesen letzteren, und zumal unter den Säugetieren, bevorzugte Arten, die wir zu unseren besonderen Freunden zählen, deren Gesellschaft uns angenehm ist, die wir uns ihrer Gestalt und ihrer Eigenschaften willen lieben, aber keine Tierklasse ist uns in ihrer Gesamtheit so lieb wie die Vogelwelt.

Die mit wenigen Ausnahmen gefälligen Körperformen der Vögel, ihr glattes vielfarbiges, oft herrlich schillerndes Gefieder, das sie sorgfältig pflegen, ihr ganzes Auftreten hat etwas Anmutendes, gleichviel wie und wo sie ihr Wesen treiben, auf dem festen Lande, in den Lüften oder auf den Gewässern. Und eine reiche Quelle der Freude bietet uns die große Zahl der mit der Gabe des Gesanges bevorzugten Vögel, eine Gabe, die keiner andern Tierklasse zu Teil ward. Sie erhielten dieselbe aus der freigebigen Hand des Schöpfers, um frisch und fröhlich ihre übersprudelnde Lebenslust hinauszutönen; sie singen den Frühling ein, wie unsre Glocken die hohen Festzeiten einläuten. Wir glauben zu verstehen, was sie singen und zwitschern, und oft verstehen wir sie wirklich. Wir verstehen ihre Locktöne und Liebeslieder, ihre Warnungsrufe, den Ausdruck der Freude, der Angst oder des Zornes, wir wissen, ob sie harmlos plaudern oder erregt sind, wir empfinden einen Teil dessen, was sie empfinden, und ergeben uns in Betrachtungen über das, was in ihren kleinen Köpfen vorgeht.

Es sind reiche, freundliche Beziehungen, die sich zwischen uns und der Mehrzahl der Vögel ausbilden, und am mannigfaltigsten und interessantesten gestalten sich dieselben, sobald unter unseren Augen der Trieb in den Vögeln erwacht, sich ein trauliches Heim zu gründen, ein Nest zu bauen, in dem sie die weich gebetteten Eier ausbrüten, um dann nach langen Tagen geduldigen Harrens die ausgeschlüpften Jungen großzuziehen. Unendlich mannigfaltig ist dann das Treiben der Vögel. Hoch oben auf gewaltigen Bäumen oder auf unzugänglichen Felsen bauen Adler und andere große Raubvögel ihr aus Meisern kräftig gefügtes, im Innern nur dürrig ausgestattetes Nest; dort horchen sie einsam und dulden keinen andern Vogel ihrer Art in ihrer Nachbarschaft. Reiher, Kormorane und Saatkrähen sind dagegen gefellig und bringen eine große Anzahl Nester in einer und derselben Baumkrone an, frei und offen vor aller Augen. Tief versteckt in Gebüsch, oder in der niederen Vegetation unserer Wälder nisten zahlreiche kleinere Sänger, die Nähe der Menschen nicht scheuend; einige Arten nehmen Nistkästen an, die an Bäumen oder an Häusern angebracht werden. Lerchen und andere, im freien Felde und auf den Heiden lebende Vögel verbergen geschickt ihre Nester im Gras oder unter kleinem Gesträuch an der Erde. Der Rohrsperrling faßt mehrere Rohrstängel zusammen und befestigt kunstvoll sein schwebendes Nest über dem Wasserspiegel, das Wasserhuhn baut ein schwimmendes Nest, das es so geschickt verankert, daß es mit dem steigenden und fallenden Wasser fällt und steigt, ohne jemals der Überflutung ausgesetzt zu sein. Die Hausfledermaus klebt ihr Nest an unsere Häuser, die Rauchschwalbe bewohnt unsere Schornsteine, die Uferschwalbe gräbt sich eine Nöhre in abschüssigen, sandigen Ufern.

Die Mehrzahl entwickelt bei dem Bau ihrer Nester eine staunenswerte Kunstfertigkeit, während andere unordentlich bauen, wie die Sperlinge oder wie die hühnerartigen Vögel, die sich mit einer einfachen Mulde an der Erde begnügen, die kaum mit einigen Halmen und Federn ausgestattet wird.

Unerreicht von den Vögeln der nördlichen Gegenden stehen viele tropische Arten da, wie die Kolibri, die Webervögel und manche andere, die ihre beutelförmigen Nester so kunstvoll weben, daß wir uns vergeblich bemühen würden, es ihnen nachzutun.

Und nun fragen wir, wer lehrte die Vögel ihre kunstvollen Nester bauen, ohne andere Werkzeuge als Schnabel und Füße, die scheinbar so wenig geschickt zur Ausführung seiner Arbeiten sind? Wer lehrte jede einzelne Art ihr Nest so und nicht anders anlegen? Wie kommt es, daß selbst nahe verwandte Arten, wie z. B. die Drosseln, ganz verschiedene Nester bauen? Die Singdrossel, die jedermann durch ihren schönen, weithin schallenden, volltönenden Gesang bekannt ist, verpuppt das Innere ihres Nestes wie der Maurer unsere Zimmer verputzt; sie wählt dazu weißfaul gewordenes harzreiches Holz, das sie zerkleinert und mit Lehm, vielleicht mit dem eigenen Speichel, verklebt, um eine vollkommen regelmäßige, halbkugelförmig vertiefte Schale zu formen, die sie außen mit grünem Moose umkleidet; ihre nahen Verwandten, die Mittel- und Wachholderdrossel, sowie alle anderen Arten dieser Gattung, bauen weit leichter und lockerer, ohne Hinzunahme von Mörtel. Und doch sind die Jungen der letzteren ebenso unruhig im Neste und sind nicht anders geartet als die Jungen der Singdrossel, für die eine so haltbare Wiege gefertigt wird, wie sie denn auf ganz gleiche Weise großgezogen werden. Keine Vogelart lernt von der andern, jede einzelne hat ihre eigene Form, ihr besonderes Baumaterial, bevorzugt besondere ihr allein zusagende Schlupfwinkel. Der Pirol oder Vogel Bülow, der mit den Drosseln so viel Ähnlichkeit hat, daß man ihn früher zu denselben zählte, hängt sein kahnförmiges Nest in die Kronen der Bäume, in eine horizontal gewachsene Gabel; er befestigt es durch breite Bänder aus der bekannten weißen Epidermis der Birkenrinde, oder in Ermangelung derselben durch breite Gräser, er bemutet Pferdehaare, um es noch fester zu weben, und nichts an der ganzen Konstruktion erinnert an die Nester der nach Körperform, Größe und Lebensweise ihm so ähnlichen Drossel.

Der Zaunkönig, dieser kleinste und beweglichste aller nördlichen Vögel, der sich vor vielen anderen zartgebauten Vögeln dadurch auszeichnet, daß er selbst im strengsten Winter bei uns bleibt, der also härter ist als die größere Mehrzahl unserer kleinen gesiederten Sänger, baut dennoch, im Gegensatz zu den meisten derselben, ein völlig geschlossenes Nest mit einem einzigen engen Eingange, das er indessen nur für die junge Brut, nicht aber im Winter bemutet; die weit zartere Nachtigal nebst unzähligen anderen Arten, die vor dem unwirtlichen Klima des Winters flüchten, bauen dagegen offene Nester.

Wir kennen nicht die Gründe, welche selbst nahe verwandte Arten bestimmen, jede für sich eine besondere Form beim Nesterbau zu wählen und unabänderlich beizubehalten;

wir wissen nicht, warum sie stets ein und dasselbe Material verwenden, und wir sehen mit Überraschung, daß dieselbe Art immer ganz gleichgeartete Nester baut. Der Vogel baut seinen Zwecken entsprechend einmal wie das andere, wesentliche Abweichungen oder Fortschritte nimmt man niemals wahr. Mögen vielleicht jüngere Pärchen weniger vollkommene Nester bauen als alte, so sehen wir doch niemals, daß irgend eines derselben von der einmal feststehenden Form abweiche oder gar zu einer verbesserten Konstruktion überginge. Der Vogel bedurfte keiner Unterweisung in der Kunst des Nesterbaues, sondern brachte das Geschick dazu mit auf die Welt; die Alten unterrichteten die Jungen nicht, und dennoch bauten sie, nachdem sie zur Selbständigkeit herangereift waren, ganz wie die Eltern. Aber andererseits bildet der Vogel seine Kunst auch nicht aus. Noch nie hat ein Vogel eine andere, als die seiner Art eigentümliche Form gewählt, oder ist dazu übergegangen, Nebengemächer anzubringen; noch nie hat er sein Nest überdacht, wenn nicht schon die Voreltern dies gethan. Kein Vogel, der sein Nest an der Erde baut, hat noch jemals dasselbe in Bäume oder Büsche verlegt, selbst wenn es durch Störche oder vierfüßige Raubtiere wiederholt geplündert und zerstört, oder von den Hufen weidender Tiere oder dem Fuße des Menschen zerstört wurde.

Alle miteinander bauen sie von Generation zu Generation so wie es ihr Instinkt von ihnen fordert, jener bewundernswerte Trieb, der jedes einzelne Tier auf das Gebiet verweist, auf dem es seine Existenz suchen soll, und dasselbe zu Verrichtungen und Handlungen drängt, durch die sein eigenes Fortkommen und das seiner Jungen bedingt wurden. Aber derselbe Instinkt verbietet dem Tiere auch, das Gebiet, für das es bestimmt ward, zu vertauschen, oder sich über die ihm gesteckten Grenzen hinaus zu vervollkommen.

Und dennoch würde man sich eines großen Irrtums schuldig machen, wenn man in dem Tiere nichts Anderes als eine Maschine sehen wollte. Wohl hält sich das Tier infolge seines Instinkts innerhalb der ihm zugewiesenen Grenzen und führt Handlungen aus, dessen Ziele und Zwecke ihm nicht klar zu sein scheinen, und oft unzuverlässig nicht klar sind, aber dennoch ist es befähigt, mit Überlegung zu handeln, geleitet durch die Verstandeskräfte, die ihm zur Ergänzung seines Instinkts vom Schöpfer verliehen worden sind. Wer das Thun und Treiben der Tiere aufmerksam und unbefangenen betrachtet, wird sich dieser Einsicht nicht verschließen können, und in keiner Periode ihres Lebens zeigt sich ihre Verstandesthätigkeit in hellerem und schönerem Lichte, als in der Zeit, in der sie ihre Jungen großziehen, und dieselben in denjenigen Fertigkeiten unterrichten, die nicht der Ausfluß der instinktiven Begabung sind, sondern erlernt und geübt sein wollen. Hierher müssen wir ganz besonders die Fähigkeiten rechnen, deren das Tier bedarf, um die zu seinem Lebensunterhalte erforderliche Beute zu erjagen, und sich gegen die eigenen Verfolger zu schützen und zu verteidigen. Wie sehr die Tiere auf diesen Gebieten der Belehrung und der Erfahrung bedürfen, sehen wir an unzähligen Beispielen. Junge Vögel werden leichter die Beute der Raubvögel, der vierfüßigen Raubtiere und des Jägers als alte, und machen öfter vergebliche Angriffe auf ihre Opfer. Der Jäger hat häufig Gelegenheit dies zu beobachten und zieht seinen Nutzen daraus. Er ist oft grausam genug, den jungen,

auf kleinen stillen Gewässern des Binnenlandes ausgebrüteten Wildenten die Mutter wegzuschleppen, weil er weiß, daß diese letztere das kleine, für die Aufzucht ihrer Jungen wenig geeignete Gewässer mit diesen verlassen wird, sobald sie soweit erstarkt sind, um den Weg laufend nach einem Flusse, einem größeren See oder zur Meeresküste zurückzulegen; sie thut dies, weil sie weiß, daß sie dort für die Sicherheit und für die Ernährung ihrer Jungen besser sorgen kann, als auf dem kleinen Gewässer, das sie mit Vorliebe zur Brutstätte gewählt hatte. Die verlassenen Jungen aber unternehmen eine solche Wanderung nicht, weil ihnen die Einsicht fehlt, daß sie dort besser aufgehoben sind, sondern bleiben an der Stelle, wo sie ausgebrütet wurden, bis sie fliegen können. Kurz zuvor aber kehrt der Jäger dorthin zurück, um die nunmehr brauchbar gewordenen Jungen auch abzuschleppen. Aber selten wird er sie noch in voller Zahl wiederfinden, denn ihrer Unerfahrenheit sind gewöhnlich einige den Raubtieren oder Raubvögeln zum Opfer gefallen. Sie tauchten vielleicht nicht schnell genug unter Wasser, oder verbargen sich nicht rechtzeitig im Schilf, wenn plötzlich ein Raubvogel daher gestrichen kam, vor dessen Annäherung die erfahrene wachsame Mutter rechtzeitig gewarnt haben würde; oder sie wurden die Beute eines Hundes oder des Fuchses, den die Alte auf sich selbst und von den Jungen fortgelockt haben würde, wenn er sich näherte, indem sie schwerfällig und wie gelähmt über der Wasseroberfläche vor ihm herflatterte, um die Vorstellung bei ihm zu erwecken, als sei sie leicht zu ergaschen; sie lockt ihn weit ab von ihren Jungen, die inzwischen auf den Warnungsruf der Mutter unbeweglich im Schilf oder Rohr gesessen, erhob sich aber plötzlich, wenn der Verfolger weit genug fortgelockt war, zum Fluge und kehrte zu ihren Kleinen zurück. Ähnlich wie die Ente treiben es Rebhühner und andere an der Erde nistende Vögel, aber wenn sie dabei auch mit großer Gewandtheit zu Werke gehen, so kommt es doch vor, daß der Verfolger sie mit raschem plötzlichen Sprunge erreicht, so daß sie die aufopfernde Liebe zu den Jungen mit dem eigenen Leben büßen müssen.

Hier sehen wir also den alten Vogel auf Grund früherer Erfahrung mit Überlegung handeln, hier war sein Gedächtnis thätig, und er wählte mit Hilfe seiner Verstandeskräfte zweckmäßige Mittel, um die drohende Gefahr von den Jungen abzuwenden.

In ähnlicher, wenn auch nicht so überraschender Weise, bethätigt sich Gedächtnis und Überlegung beim Füttern der jungen Vögel. Sperlinge, Staare, Zaunkönige, Drosseln, kurz alle die zahlreichen Vogelarten, die ihren Jungen Nahrung zutragen, bis sie dieselbe sich selbst zu verschaffen imstande sind, achten genau darauf, daß nicht etwa einzelne vor den andern bevorzugt werden, sondern lassen jedem das Seine zukommen, so oft sich auch unbescheiden angelegte Naturen, die bei den jungen Vögeln so gut wie bei den Kindern vorkommen, herandrängen möchten, um zwei oder mehrere Male nach einander einen Bissen zu erlangen.

Die Tauchervögel, die ihre Nahrung aus der Tiefe des Wassers heraufholen müssen, unterrichten ihre Jungen im Tauchen, indem sie dieselben unter einen Flügel nehmen und mit ihnen hinabgehen, zuerst nicht tief, dann immer tiefer, bis sie selbständig das Wagnis unternehmen können; und dabei beobachten sie genau die Reihenfolge, damit keines ihrer Kinder vernachlässigt werde.

Die Wildente, die auch Märzente genannt wird, und von der bereits vorhin die Rede gewesen, ist ihren Jungen eine treffliche Führerin. Wird sie längs eines schmalen Gewässers, an dessen Ufer der Jäger seinen Stand genommen, an diesem samt ihren noch nicht flügge gewordenen Jungen durch Hunde vorübergetrieben, so schwimmt sie, innerhalb Schutzweite angelangt, den Jungen voraus, aber unter Wasser, und nur der Schnabel nebst den zum Atemholen dienenden Öffnungen ragt dabei aus der Oberfläche hervor; die Jungen ahmen der Mutter genau nach, und mancher junge und unerfahrene Jäger hat sich durch dieses vorsichtige Gebahren täuschen lassen, indem er schwimmende Frösche zu sehen glaubte, bis er den Zug außer Schutzweite auftauchen sah und nun gewahr wurde, daß die alte Ente klüger gewesen als er. Auf der List und Klugheit der Vögel beruht zum großen Teile ihre Sicherheit, wie auch namentlich auf der Folgsamkeit der Jungen. Es ist überraschend, wie genau diese die Zurufe der Alten verstehen, und wie unbedingt sie diesen gehorchen. Junge, bereits flügge gewordene Sperlinge oder andere kleine Vögel versuchen oft durch Hüpfen und Plattern an der Erde den nach ihnen hastenden Knaben zu entweichen, ohne darauf zu verfallen, sich auf einen erhöhten Gegenstand zu flüchten; kommt dann aber die Mutter hinzu, so bedarf es nur ihres ängstlichen Warnungsrufes, um die kleinen Tölpel sofort zum Aufsteigen auf einen Baum oder Busch zu veranlassen. So lehrt die erfahrene Mutter ihre Kinder die Orte kennen, an denen ihnen keine Gefahr droht. Aber den ganzen Wert solcher Zuchtstätten lernen sie doch erst durch eigene Erfahrung kennen. Zunächst verlassen sie voll Angst den Baum, den etwa ein Warden oder eine Kage erkletterte, selbst wenn sie auf den äußersten feinen Zweigen sich wiegten; aber bald lernen sie erkennen, daß ihnen das schwerere Raubtier auf diese feinen Zweige nicht folgen kann, und nun stört es sie durchaus nicht mehr, wenn dieses auf den stärkeren Ästen kauert und mit gierigen Blicken zu ihnen emporstarrt, sondern sie wissen sich geborgen, bleiben in aller Gemütsruhe sitzen und putzen zum großen Verdruß des lauernden Feindes dort oben ihr Gefieder. Aber voll Angst verlassen sie ihren freien Sitz und flüchten in die unteren dichten Teile der Baumkrone oder der Büsche, wenn ein Raubvogel heranstreicht.

Wir müssen es uns versagen, heute an dieser Stelle noch weitere Schilderungen aus dem Leben und Treiben der Vögel zu bringen. Wir sind bemüht gewesen zu zeigen, daß die Vögel nicht nur mit Instinkt, sondern auch mit Verstand begabt sind. Aber wir möchten zugleich davor warnen, den Verstand der Vögel wie der Tiere überhaupt zu überschätzen. Die Verstandeskräfte derselben bewegen sich doch immer nur in sehr engen Grenzen, und gegen den menschlichen Verstand steht der tierische so weit zurück, daß trotz aller Ähnlichkeit der Erscheinungen eine engere Verwandtschaft beider ausgeschlossen ist. Der Verstand des Menschen ruht auf durchaus anderen Fundamenten als derjenige des Tieres, und die Resultate, die aus der Thätigkeit beider hervorgehen, sind grundverschieden.

Wenn es den freundlichen Lesern gefällt, so werden wir dies gelegentlich durch fernere Beispiele aus dem Tierleben darzutun versuchen.

Monatsbilder.



Wenn in winterkaltem Weh'n
Sterben Blatt und Blüte,
Soll dem Menschen auferstehn
Frühling im Gemüte.
Für verblichene Blumenpracht,
Süßer Düfte Schweben,
Weckt uns Dichters Zaubermacht
Neues, schönres Leben.
Für der Vögel holden Sang,
Der uns einst entzückte,
Spendet tief melod'ischen Klang
Künstler, der Beglückte.
So im Wahn der Phantasie,
In der Töne Walten,
Wird, trotz dem November, nie
Herz und Sinn erkalten.

Nachdruck verboten.

„Getreue Nachbarn.“

Noch als halberwachsenes Mädchen hatte ich bei meinen Katechismusstudien wiederholt den Kopf geschüttelt, wenn ich lesen und lernen mußte, daß unser Dr. Martinus Lutter bei der Erklärung der vierten Bitte im Vaterunser unter dem „täglichen Brot“ auch „getreue Nachbarn“ verstanden wissen wollte. Das erschien mir absonderlich, fast unbegreiflich, und die kümmerliche Unterweisung, die uns im Konfirmationsunterricht seitens eines alten dürr-rationalistischen Predigers geboten wurde, trug wenig dazu bei, mir die Sache begreiflicher zu machen. Es war und blieb mir auch darnach seltsam, unsere guten Nachbarn, so treffliche liebe Leute sie waren, mir als „tägliches Brot“ vorstellen zu sollen. Aber gewohnt, es mit Glaubenssachen ernst zu nehmen, beruhigte ich mich bei Sr. Hohehrwürden oberflächlicher Exegese nicht, dachte solchen Schwierigkeiten vielmehr mit jener heiligen Gewissenhaftigkeit, die wohlgezogenen jungen Mädchen vor dem feierlichen Akt der Konfirmation eigen ist, in grübelndem Sinnen weiter nach. Ich ließ unsere Nachbarn vor meinem Geiste Revue passieren. Was war denn an ihnen so Besonderes, so Wohlthuendes, so Unentbehrliches, daß wir sie dem „lieben täglichen Brote“ gleichstellen, um sie und ihre „Treue“ ebenso inbrünstig zu Gott bitten sollten, wie um des „Leibes Notdurft und Nahrung“?

Da wohnte uns zunächst der Nachbar Walter, ein Zimmermann, mit seiner guten ernsthaften Frau; ihnen zunächst in ihrem sauberen Buzkästchen von Hans die Witwe Bergmann, die eine kleine Näh- und Strickschule unterhielt; dann kam der Nachbar Wild, der Kaufmann, vor dessen Thür auf einem vergoldeten Kragstein ein Indianer mit Hüfthurz und Federkrone, alles hübsch aus Holz geschnitten, aus einer Thonpfefte „ächten Virginia-Tabak“ rauchte — uns Kindern ein vielbewundertes Kunstwerk! Ihm gegenüber der Seilermeister Segert, ein alter ehrwürdiger Mann mit einem Kopf wie der eines Apostels, der Gemeinde der „Stillen im Lande“ angehörig; weiterhin der lustige Böttcher Franzius, aus dessen Werkstatt das fröhliche Klappern der Schlägel und das summende Widerhallen aus dem Innern der Tonnen, denen die Heiße aufgetrieben wurden, allzeit weithin über die Straße klang; ihm zunächst der Weinhändler Bergström, ein geborner Schwede, der seinen heimischen Sprachton trotz dreißigjähriger Aufenthalts in unserer guten Stadt nicht abgelegt und uns Kindern damit ein Gegenstand nie versiegenden Amusements war; endlich, um den Begriff der „Nachbarschaft“ nicht allzuweit auszuweiden, die „Mamsellen Rothermund“, zwei älteste Schwestern jungfräulichen Standes, die von einer kleinen Rente lebten und zu wohlthätigen Zwecken zierliche Handarbeiten fertigten, auch selbst fabrizierte, altbewährte „Hausmittel“ gratis an Bedürftige ausstelteten.

Ja, das waren alles einfache, sozusagen gewöhnliche Leute, und gar nicht so besonders vor andern Bürgersleuten unserer Stadt hervorragend, daß man um ihr Dasein Gott speziell mit Gebeten hätte angehen brauchen; — und doch, wenn ich's recht überlegte, wurzelten alle meine Kindheitsfreunden, mein ganzes Jugendglück neben dem Leben im Elternhause, in den zwischen uns und ihnen herüber und hinüberwebenden Wechselbeziehungen; ja selbst die Existenz unseres Hauses, die Wohlfahrt unserer Familie, die Zufriedenheit unserer teuren Eltern basierte zu großem Teile auf unserm erfreulichen Verhältnis zu diesen trefflichen Leuten, obwohl dieselben, nach damaligen Anschauungen, in Rang und Stand sämtlich viel tiefer als wir standen und zu der Bedeutung meines geliebten Vaters, als Mitglied eines richterlichen Kollegiums, fast ehrfürchtig aufblickten.

Vor mir stieg die Erinnerung an zahlreiche köstliche Momente meiner Kleinkinderjahre auf. In der Mehrzahl der genannten Häuser und Familien gab es Töchter meines Alters oder dem meinigen doch sehr nahe: welche selige Stunden hatte ich mit ihnen verlebt! Da waren die schönen Sonntagsmorgens, an welchem aus jedem Hause fast die kleinen Mädchen hervorkamen, festlich gekleidet, ein sauberes Schürzchen vor, die kurzen Zöpfchen mit einer bunten Bändchenschleife geschmückt, strahlenden Antlitzes die „Sonntagspuppe“ auf dem Arm tragend. Wie innig hatten wir uns dann zueinander gesellt, waren gemeinsam auf der sonntäglich stillen Straße auf und niedergewandelt, ehrbar, wie wir es an anderen Müttern oder Mädchen mit Kindern auf dem Arm gesehen hatten. Und wenn die Glocken zur Eröffnung des Gottesdienstes riefen, dann hatten wir uns in schauernder Wonne in den sonnigen Winkel einer Hausthür zusammengedrängt und den in den Lüften schwebenden und schwimmenden Tönen gelauscht, ein Höheres ahnend, das in diesen harmonisch-mächtigen Klängen zu uns spreche! —

Von diesen kleinen Genossinnen frühesten Kinderjahre waren mir dann drei oder vier durch ein Jahrzehnt hin treue Freundinnen geblieben, zwei sollten mit mir vor den Altar treten, das Konfirmationsgelübde abzulegen, wir hatten einander zärtliche Liebe für das ganze Leben gelobt, und ich hatte diesem Gelübde ein köstliches Gefühl innerlicher Stärkung, heiliger Freude entnommen.

Und wie viel dankte ich den Eltern meiner Freundinnen, danke ich allen unseren Nachbarn insgesamt! Welche herrlichen Stunden hatte ich auf dem Zimmerplatz des Meister Walter genossen. Nirgends spielte es sich schöner als zwischen den aufgestapelten Baumsämmen, Balken und Brettern, nirgends bauten wir Kinder uns behaglichere „Häuser“ als hier von den Holzabfällen und Bretterresten, deren feuchten Duft ich in Gedanken noch heut atme. Und wenn dann der alte Walter sich zu uns setzte und uns so schön von Wald und Flur und vom Wachsen des Holzes erzählte, und uns die Jahresringe am Abschnitt der mächtigen Stämme betrachten ließ, auch mitteilte, von wannen dieselben gekommen seien; oder wenn die ernsthafte Frau Walter (sie war eines Schiffskapitäns Tochter und hatte viel Leid in der Familie erfahren) uns Kindern erzählte, wie die großen Waldbäume nicht bloß zu Häusern, sondern auch zu mächtigen Schiffen verarbeitet würden, die dann weit übers Meer zu fremden Völkern führen, Waren zu bringen oder zu holen, und die zwischen ihren Planken und Rippen das Leben vieler tapferer, junger und älterer Männer schirmten — da thaten wir Kinder ungeahnte Blicke in das Leben der Natur, in das Wirken und Wagen kühner Männer und den Handelsverkehr von Volk zu Volk. — Und der „rauchende Indianer“ vor der Thür des Wildischen Kaufmannsladens gewann erhöhte Bedeutung für unsere erregte Phantasie, und die gelegentlichen Spenden von Rosinen und

Mandeln, Kandiszucker und Paranüssen wurden als schwer verkaufte Produkte jener fernen Länder, wohin Frau Walters Vater und Brüder unter Nöten und Wagnissen gefahren waren, fast nur mit scheuer Ehrfurcht genossen.

Luftiger ging es beim Böttcher Franzius zu. Welch Vergnügen, wenn wir Kinder in einem daliegenden Faß traulich aneinander gedrängt dem munteren Klipp-Klapp der Schlägel, dem scharfen Ton des Zugmessers, dem lustigen Gesang der Gesellen bei der Arbeit lauschen durften; oder wenn uns eine alte umgestürzte Tonne zu erb- und eigentümlichem Besitz zugewiesen und von uns mit Puppenhausrat und anderen wertvollen Dingen ausgestattet wurde! Wie glückliches Lachen und Plaudern war innerhalb dieser alten Faßdauben erschollen, wie stolz hatten wir uns im Besitz dieses „Hauses“ gefühlt. Es erschien uns hinterher in der Schule, wenn wir von der Enthaltensamkeit des vielgerühmten Diogenes erzählen hörten, gar nicht so merkwürdig, daß der weise Mann sich mit einer Tonne als Wohnsitz begnügt habe; wir trauten uns zu, dem großen Alexander, wenn er vor unserer Tonne gestanden und uns einen Wunsch erlaubt hätte, eine ebenso philosophische Antwort gegeben zu haben.

Aber wir hatten auch ernsthafte Stunden und geistige Freuden in unserem Nachbarverkehr, und sie waren nicht die geringeren in unserm Kinderleben. Wie still und emsig saßen wir zu den Füßen der guten alten Witwe Bergmann und versuchten uns nach ihrer Anweisung in den Künsten des Strickens und Nähens; und das Herz ging uns auf über den köstlichen Märchen, die in nie versiegender Fülle während der Arbeit über die Lippen der trefflichen alten Frau stießen. Wie andächtig froh war ich jedesmal, wenn der alte ehrwürdige Seilermeister Segert, der mich einmal vor der Hausthür in Thränen der Hilflosigkeit über schwer lernbaren Versen des Gesangbuchs betroffen hatte, fortan an den Sonntagen das betreffende Pensum mit mir durchging, und den altertümlichen Text zu lichterem Verständnis meiner Kinderseele brachte. Unvergessliches danke ich dem herrlichen alten Mann, der in seiner schlichten Frömmigkeit wahrhaft bezaubernd auf mein junges Herz wirkte! Hatte er mir nicht zu meiner Konfirmation auch die schöne kleine Bibel geschenkt und den „Lebenspruch“ hineingeschrieben: „Es ist ein Großes, Gottes Wort haben und ein Stück Brot.“ — Und so hatten sie alle mitgewirkt, meine junge Seele zu nähren, die lieben „getreuen Nachbarn“, und — wahrlich — ich hätte geglaubt, die tägliche Nahrung leichter entbehren zu können, als den Verkehr mit ihnen und den Thyrigen!

Und wenn ich's weiter überlegte, so war ich nicht die Einzige im Vaterhause, die so reich und schön von den „getreuen Nachbarn“ Nutzen gezogen hatte für Körper und Seele! — Durchaus nicht! Auch den Eltern hatten sich ja die wackeren Männer, Frauen und Mädchen der Nachbarschaft als „getreu“ in rührender Weise bewährt. Ich mußte der schweren Krankheit der teuren Mutter denken, und wie der tiefbetäubte Vater da so ratlos gewesen! Da waren die guten „Mamsellen Rothermund“ plötzlich im Krankenzimmer erschienen, hatten mit ruhiger Umsicht alle Vorrichtungen zu geordneter Krankenpflege getroffen und sich dann Tag und Nacht am Bette der teuren Leidenden abgewechselt, bis dieselbe die Krankheit überwunden hatte und den Thyrigen wiedergegeben war! Treffliche selbstlose Mädchen! Sie waren unter einem liebevollen Stern geboren, und ein Blick in ihr schlichtes Menschendasein für den Seelenforscher ergreifender als der rührendste Roman! — Das verstand ich damals, als junge Konfirmandin, noch nicht so ganz, aber mein Herz wogte im Dankgefühl gegen die guten Mädchen, und ich ahnte mehr und mehr die seelennährende Kraft solcher „Nachbartreue“. Und als dann der „schwedische“ Weinhändler aus eigenem Antrieb die edelsten Weine zur Erquickung der Konvalescentin schickte, und Meister Segert aus selbstgeponnemem Bindfaden eine Hängematte für sie knüpfte; als der lustige Böttcher sein der Genehenden lästiges Klappern aus reinem nachbarlichen Mitgefühl einstellte und die Arbeit an den Säffern in einen fernen Schuppen verlegte; als die Frau Walter ein wunderkräftiges, von ihrem Vater aus den Tropen mitgebrachtes Linderungsmittel gegen qualenden Kopfschmerz (ein wie Gold geschätztes Spezifikum) freiwillig darbrachte, um unserer teuren Mutter zu helfen — da hatten die Eltern einander voll tiefer Nahrung angeblickt, und der Vater, mit einer Thräne im ernsten Auge, leise gesagt: „Getreue Nachbarn! getreue Nachbarn. Man sollte täglich um ihre Erhaltung beten!“

Da war ich, als katechismusfeste Konfirmandin, der auf einmal volle Klarheit über jenen schwierigen Punkt des Lutherschen „Was ist das!“ ausging, fröhlich eingefallen: „Wir thun es ja, Papa; mit der Bitte: unser täglich Brot gib uns heute!“ Einen Augenblick sah mein lieber Vater mich ungewiß an; dann entsann er sich des Lutherschen Wortes, und die Hand auf meinen Flachsopf legend, sprach er, mit einem mir unvergeßlichen Blick: „Dein lieber Dr. Lutter hat recht, mein teures Kind! Wie die tägliche Gottesgabe, die auf unsern Tisch kommt, so nährt und erquickt uns die treue Gesinnung unserer guten Nachbarn im Tiefsten unserer Seele, und man hat nur zu sorgen, daß man derselben würdig bleibe.“ —

Er ist es geblieben, der teure Vater, und die geliebte Mutter mit ihm, so lange ihnen der Himmel das Leben hienieden vergönnte, und Beide haben sich jenen Segen immer von neuem verdient und immer von neuem genossen.

Der Ratgeber aller Sorgenvollen und Bedrängten, erfuhr mein Vater noch kurz vor seinem Lebensabend einen rührenden Beweis von Nachbartreue. Die Unredlichkeit eines vom Vater mit großem Vertrauen beschenkten Geschäftsmannes bedrohte uns mit dem Verlust fast unseres ganzen Vermögens. Es geschah das zu einer Zeit, wo das Vertrauen überall mankte und — wie man zu sagen pflegt — der Bruder dem Bruder mißtraute. Nur mit Aufwendung einer bedeutenden Summe Geldes war dem Verlust vorzubeugen; aber woher diese nehmen? Unser Vermögensruin schien unvermeidlich: da trat eines Morgens der redliche alte Segert beim Vater ein, setzte zwei schwere Beutel Geld vor dem Tiefbetrümmerten auf den Tisch und sprach, mit einem himmlischen Lächeln auf seinem milden Apostelantlitz: „Hier bringe ich Ihnen, was, nächst Gottes Segen, heute vor allem nothut. Ihre getreuen Nachbarn haben's unter sich in aller Stille und Liebe zusammengebracht; verschmähen Sie es uns nicht, lieber Herr Geheimrat! — Sie können's uns wiedergeben, wenn erst aller Not ein Ende gemacht ist.“ —

Wie lange liegt jene Zeit*, von der ich erzählte, hinter mir! Sie mußt mich in meiner eigenen Schilderung fast fremd und unwahrscheinlich an. Siebt es doch heute — Gott sei es

geklagt — kaum noch jemand, der Nachbartreue kennt oder ausübt. Ich habe, seit ich meine teure kleine Vaterstadt verlassen, in Mittelstädten voll regen Geschäftstreibens gewohnt, bin aber kaum ein anderes Verhältnis der Nachbarn untereinander gewahr geworden, als jenes, welches scheinliche Beobachtung und Klatschsucht hervorrufen. Seit den letzten fünf Jahren wohne ich in der Residenz unseres Landes, und hier ist vollends von Nachbarschaft und Nachbartreue keine Rede! Hier wird das Unglaubliche Thatfache, daß man monate- und jahrelang nicht nur nebeneinander, sondern im selbigen Hause miteinander wohnen kann, ohne voneinander zu wissen, ohne einander zu kennen, ohne einander beim Begegnen auf der gemeinsamen Treppe auch nur einen Gruß zu spenden! Unter uns, neben uns, über uns kann sich die erschütterndste Lebenstragödie abspielen; nur durch eine dünne Wand, einen leichten Plafond von uns geschieden, kann das furchtbarste Elend seine Opfer fordern, Verzweiflung zu Entsetzungen führen: wir wissen nichts, wir erfahren nichts; kein Trostwort, keine Liebespende kann die Verzagenden aufrichten, kein helfender Arm die Verzweifelten vor dem Rußersten bewahren — unserer Gegenwart ist der Begriff von „Nachbartreue“ verloren gegangen, und ihrem „täglichen Brot“, selbst wo es reichlich vorhanden ist, mangelt es an der köstlicheren Hälfte, an den nährendsten Bestandteilen, an der besten Kraft! — Wer giebt uns das Verlorene wieder?!

A. W.

Für den Lesetisch der Hausfrau.

Unter die wünschenswerten Erwerbungen für den Bücherstich der Hausfrau dürfen mit allem Nachdruck die Werke von P. K. Rosegger gezählt werden. Ihre Lesetüre wird sinnigen Gemüthern immer eine reich sprudelnde Quelle reiner Gemüthe sein. Neben der Ausgabe in großem Oktavformat hat der Verleger der Roseggerischen Dichtungen (A. Hartleben in Wien) eine höchst zierliche Miniaturausgabe hergestellt, die, in reizendem Originaleinband mit Goldschnitt, auch den Bücherfreund einer Färschin zieren würde. In dieser allerliebsten handlichen Edition erschienen bisher die Erinnerungen aus der Jugendzeit des Dichters „Waldheimat“ in dritter Auflage (2 Bände), die gedankentiefen „Schriften des Waldschulmeisters“ in sechster, „das Buch der Novellen“ (2 Bände) in fünfter, und „Heidepeters Gabriel“, eine tief ergreifende, recht eigentlich mit dem Herzblut des Dichters geschriebene Erzählung, in vierter Auflage. Weitere zwei Bände dürften zum Weihnachtseste dieses Jahres zu erwarten sein und von allen Freunden wahrer Volksdichtung mit Freuden begrüßt werden.

Von Georg Ebers' Idyll „Eine Frage“, seit seinem Erscheinen von der Gunst des Lesepublikums getragen, liegt heute die vierte Auflage vor und darf auch äußerlich ein Schmuck des Lesetisches, der kleinen Hausbibliothek genannt werden. Bekanntlich empfing Ebers die Anregung zu seiner Dichtung durch ein in München ausgestelltes Gemälde des friesischen Malers Lourens Alma-Tadema, seither durch vielseitige Reproduktion allgemein bekannt geworden. Erfreut durch die poetische Deutung seines Kunstwerkes und sich in die Dichtung liebevoll versenkend, hat Alma-Tadema seinen künstlerischen Vorwurf noch einmal behandelt und zwar so, daß sich das, was sein Pinsel schuf, nunmehr völlig mit Ebers' Erzählung deckt. Ein anmutiges Miniaturbild dieser Neuschöpfung ist der vorerwähnten Auflage beigegeben — ein nicht geringer Schmuck des kleinen Buches. Verlegerin ist die Deutsche Verlagsanstalt (vormals Ed. Hallberger) in Stuttgart und Leipzig. Die Ornamentik des reichen Einbandes weist sinnig antike Motive auf.

Nicht unterlassen dürfen wir, jenem griechischen Idyll ein deutsches anzureihen, das unsere Empfindung noch ungleich tiefer berührt, als jenes, weil gestimmt auf einen Accord, der die Saiten jedes deutschen Herzens in Schwingung bringt: Vaterlandsliebe, ehrfürchtig dankbare Liebe zu den Eltern, tiefe herzinnige Liebe zu Weib und Kind. Wir meinen das poetische Vermächtnis des allzufrüh geschiedenen unvergeßlichen Dichters Karl Stieler „Ein Winter-Idyll“ (Stuttgart, Verlag von Adolf Bohnz u. Comp.) Wer sich hingegeben fühlt jenen idealen Mächten, die unser deutsches Leben lenken oder lenken sollten, wird das kleine Buch, das — zum Schmerz aller Freunde echter Poesie Fragment bleiben sollte wie das Leben des teuren Dichters selbst, nicht ohne tiefe Ergriffenheit, ja nicht ohne Thränen lesen können. Stieler selbst hat, wie uns von Freundeshand im Vorwort mitgeteilt wird, das Winter-Idyll besonders geliebt und das schmale Heftchen immer bei sich getragen, um ihm seine letzten und schönsten Stunden zu widmen. „Denn als habe die Ahnung eines frühen Todes ihn schon mitten im frischesten Lebensglück überkommen, fühlte er sich getrieben, in diesem Idyll, wie in einem Vermächtnis, die Summe des Besten und Tiefsten niederzulegen, was sein Herz lebenslang bewegt; all denen ein warmes Wort des Dankes zu sagen, die ihm Liebe entgegengebracht, alle die teuren Gestalten unter seinem ländlichen Dache in winterlicher Abgeschiedenheit um sich zu versammeln und sich noch einmal im Geiste recht von Herzen in das Glück eines so reichen Besitzes zu versenken.“ Die seelenvolle Schlichtheit und Innigkeit der schönen Dichtung hinterläßt einen unvergeßlichen Eindruck; das dem Buche vorgeheftete edel-schöne Porträt des entschlafenen Dichters steht zu dem Inhalte der Dichtung in reinster Harmonie!

Daß auch der Prosafest Karl Stieler zu den liebenswürdigsten Erscheinungen der literarischen Gegenwart zählt, beweisen zwei inhaltsreiche Bücher, beide von Freundeshand nach seinem Tode publiziert und dem gebildeten, für den seinen Reiz eines formvollkommen tiefempfindenden Essay empfindlichen Lesepublikum warm zu empfehlen. Es sind die „Kulturbilder aus Bayern.“ Mit Vorwort von Prof. R. Th. Heigel, und „Natur- und Lebensbilder aus den Alpen.“ Mit einem Vorwort von M. Haushofer. (Beide Bücher im Verlage von Adolf Bohnz u. Comp. in Stuttgart.) Es sind zu meist Vorträge, welche Stieler im Laufe der letzten zwölf Jahre in geselligen Vereinen vieler deutscher Städte gehalten hat, in der Mehrzahl heimische Stoffe behandelnd, doch aber so tief mit deutschem Geiste durchdrungen, daß dem Leser nirgend der Ausbruch inniger Liebe zum großen deutschen Vaterlande mangelt. Auch an dem kleinsten der hier vereinigten Aufsätze und Vorträge wird er überdies die Meisterhand des Künstlers erkennen, in jedem gleichsam den vollen Pulsschlag des echten, ganz an seinen Gegenstand hingegebenen Poeten empfinden! — u.

Altväter Hausrat.

Nachdruck verboten.

In Bayreuth war es, in dem Staatszimmer unserer schlichten freundlichen Wirtin, wo ich zum erstenmal zwei uralte Prunkgeräthe sah, die, hoch in Ehren gehalten, auf einem niederen Schrein throneten und wie mattes Silber glänzten. Es waren gravierte Zinnstücke, ein Maßkrug und ein sogenannter Bildkrug, mit dem Wappen der alten Stadt Eger, und bedeckt mit den zierlichsten und mannichfaltigsten Arabesken. Auf dem Bildkrug aber stand das Sprüchlein:

„Wah! dea Wind woi ea wüll
Mia schtenga a net schüll!“

Dies Gefäß eben nannte man in seiner Eigenart eine Spezialität Egers; der angehängte Deckel hat oben eine Handhabe zum Tragen, und der halbkugelige Ausguß ist ebenfalls mit einer Schraube verschlossen. Überall prächtige Ornamente, sauber ausgeführte Decorationen, überraschend schöne Motive. — Eine ganze Sagenkette hing an diesen Prunkgefäßen, von der ehrwürdigen Kannegießer-Kunst in der alten böhmischen Stadt beginnend und jenem dunklen Tage, an dem der Wallensteiner und seine Genossen ihren letzten Trunk gethan, bevor der mörderische Stahl ihre Leiber durchbohrte, bis zu dem trauten Dichterstübchen im Hause der Frau Kollwenzel auf der Straße nach Neustadt am Rulm, wo auf Jean Pauls Arbeitstisch, trotz Hesperus und Titan, das Biergefüllte Zinnkrüglein nie fehlen durfte, und endlich zu jenem Bayreuther Künstlerheim, wo die Wirtin dem Meister Wagner und dem fröhlichen Künstlerbölckchen aus einem Bildkrug den schäumenden Labetrunk kredenzte.

Und zu eben jenen gravierten Zinnkrügen gehörten Teller, Platten und Schüsseln, „Altväter Hausrat“ — allein nicht aus glattem Zinn, nein von Meisterhänden graviert wahre Prachtstücke alter Klein Kunst. Sie tauchen auf in alten Patrizierhäusern wie in bürgerlichen Wohnungen, in Schlössern und Museen wie in Klöstern, sie strahlen mit sanftem Glanze herab von den Schantstischen und altdeutschen Schmuckbreitern in den ersten Refektorien, und erzählen in bereicherter Weise von uralten Zeiten und deutscher Sinnigkeit.

Die alten Kunstbücher der Zinngießer-Kunst in Eger haben noch manche Namen jener Meister der „Blätterarbeiten“ (wie man die eingegrabenen Verzierungen und Naderungen nannte) aufbewahrt. Sie reden von einem Meister Hans Müller, einem Kaspar Weiß, einem Christoph Hartzelt, Wassermann und anderen, die da jahraus, jahrein in ihren Werkstätten still und unermüdet auf die metallene Fläche ihre Zeichnungen eintrugen, und besondere Preise wurden damals ausgesetzt für vollkommene Arbeiten auf diesem Gebiete. Von Generation zu Generation vererbten sich prächtig ausgeführte Zinnstücke, die nicht minder hochgehalten wurden als ein Familienschmuck von Perlen und Edelsteinen. Das Fichtelgebirge spendete seit undenklichen Zeiten in verschwenderischer Fülle das glimmernde Metall — läßt sich doch die früheste urkundliche Spur eines Bergbaues im Gebiete des alten Egerlandes bereits im Jahre 1230 entdecken. Wie ein geheimnisvoller Accord durchzittert die Sage von den im Fichtelgebirge hausenden Wenden die alte Chronik von Eger, sie sollen den Metallreichtum des Fichtelgebirges entdeckt und ausgebeutet haben. Von den Deutschen verdrängt, schlichen sie nur im stillen vereinzelt zu jenen versteinerten Stollen, wo sie die blitzenden Schätze aus dem Schoße der Erde ans Tageslicht gefördert hatten. — Nie und nimmer würden sie den neuen verhassten Herren diese unterirdischen Schatzkammern verraten haben. — Man findet auch heutigen Tages auf den verschiedenen Höhen des Gebirges alte verlassene Galben, die jene geheimnisvollen Arbeitsstellen des Suchens und Findens bezeichnen. — Ein eigener Reiz liegt in diesen in den Bergwäldern umher hühnchen Gestalten, zuckende Flämmchen begleiten diese Schatzgräber, der Volksmund aber bezeichnet sie als Fremde, die aus fernen Ländern herübergekommen waren, um den deutschen Bergen Gold und Silber durch allerlei Zauberkünste zu rauben, und nannte sie „Benediger“.

Unsere Vorfahren müssen nun zwar nicht Gold und Silber, wohl aber Zinnmetall, das sie viel verwandten, aus dem Fichtelgebirge und den Bergen des Vogtlandes bezogen haben, denn nirgend in Deutschland, außer einem sehr geringen Funde in Schlesien, wurde sonst Zinn zu Tage gefördert.

Vom Jahre 1402 an fanden Verleihungen auf Zinnwerke im Fichtelgebirge statt, und anno 1467 bestand schon in Weissenstadt ein eigenes Zinngericht, die oberste Instanz für das ganze Markgraftentum. Die nach und nach gewonnenen Massen waren aber in eben diesen Gegenden so groß, daß schon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ein Zentner Zinn nicht mehr als vier Reichsthaler galt.

Da erblühte dann allmählich, und zwar in der stillen Geburtsstadt unseres Jean Paul, dem kleinen Wunsiedel, zunächst eine ebenso interessante als lukrative Zinnindustrie, und gar mancher erwarb sich derartige Reichthümer durch sie, daß man stüchlich von „Zinnbaronen“ reden konnte, die damals wie Pilze aus der Erde schossen und sich aus ehrsamem bürgerlichen Arbeitern entwickelten. — Das Gewerbe der Kannegießer war und blieb ein hochangesehenes, ganz besonders in der Stadt Eger — es repräsentierte den edlen altdeutschen Bürgerstolz. Ganz im Stillen entsfaltete sich die Technik der Blätterarbeit in staunenswerter Weise, immer freier und kühner wurden die Ornamente. Gravierungen der verschiedensten Familienwappen wurden bestellt und meisterhaft ausgeführt, Motive Albrecht Dürers, Heinrich Abeggerebers, Hans Müntzchs und anderer in bewundernswürdiger Weise benutzt und angebracht, auf den verschiedenartigen Gestalten der Zunftkrüge, „Willekomm's“, sowie den interessanten Aquamanillen aus dem fünfzehnten Jahrhundert, den Schraubenflaschen, Prunkschüsseln, Platten und Tellern. Die Kostbarkeit der Arbeit ließ die Einfachheit des Materials vergessen, die Zinngeräte wurden der edelste und geschickteste Schmuck des deutschen Heim, und die Museen in Nürnberg, Wien und München bewahren gar manches herrliche Stück. — Die alles wandelnde Zeit hatte diesen Schmuck, wie noch manches andere, in die Kumpfkammer verwiesen, glänzendere vergänglichere Tageszieraten waren an seine Stelle geschoben worden, die Mode schwang ihr Scepter. — Seit einigen Jahren ist es, als ob die Augen der heutigen Generation müde geworden wären von all dem Licht und all den blendenden Farben, man flüchtet, gleichsam um auszuruhen, sich wieder hinter die Augenschleier und sucht den lange als unbrauchbar verbannten Urbäter Hausrat hervor, um ihn wiederum aufzustellen. Da kamen und kommen denn auch die verächtlichen gravierten Zinngefäße von neuem zu Ehren, man säubert sie von dem verhallenden Staub der Jahrhunderte, und siehe da, jetzt durchstimmern sie wie Mondschein die moderne Kammer. Es handelt sich aber hier nicht um die Einführung einer Spielerei, sondern um wirkliche, das Auge des Kenners erfreuende Kunstschöpfungen, die jedwede Beleuchtung, selbst die hellste, wohl vertragen in ihrer unvergänglichen Schönheit.

Da läßt denn jetzt in Eger, der Reichshauptstadt der alten Noriker, der Hofgraveur Josef Karl Ertel unter dem Namen „Alt-Egerer

Zinnwaren“ in getreuester künstlerisch vollendeter Imitation die berühmten alten Prachtwerke wieder auferstehen, und schwerlich dürfte ein Unterschied zwischen der Vergangenheit und Gegenwart herauszufinden sein. — In der überraschendsten Weise gelangen z. B. die Spüren der Abnutzung, durch einen Jahrzehnte langen Gebrauch hervorgerufen, zum Ausdruck. Jene Drybierung des sanften flüßigglänzenden Metalles, wie eine Benutzung der Gegenstände für den Hausgebrauch, oder die Säuren der Luft sie hervorruft, ist bewundernswert auf künstlichem Wege hergestellt vermittelst allerlei Chemikalien und erscheint genau so schwarzgrau in den vertieften Linien der Gravierung, wie eben auf den uralten Originalen selbst. — Da erreichte z. B. auf der letzten Wiener Ausstellung die Prunkschüssel mit den zwölf Aposteln und der Mittelgravierung des Salvator mundi allgemeines Aufsehen, ebenso die sogenannte Kurfürstenschüssel, dann eine Hochzeitsschüssel von 1650, eine Schweizer Schüssel mit dem Wappen der dreizehn Kantone, Schüsseln aus dem Jahre 1691 und andere. Der Durchmesser dieser Teller, Platten und Schüsseln wechselt zwischen 22 Cent. und 46 Cent. — Aber auch Kaffee- und Milchgefäße nach Egerländer Motiven giebt es, Schraubenflaschen, Prunkkrüge, Bildkrüge, in denen einst die Lehrbuben den Meistern den fähigen Trunk holten und deren Handhabe wohl auch manche ehrsame Hausfrau, manches sittige Jungfräulein faßte, um selber nach dem Rechten zu sehen. Da erstehen Halbtiergefäße und Aquamanillas nach Motiven alter Meister, Jagd- und Trinkschälchen mit Spruchbechern und Platen, und die schönsten Teller. Wenn irgendwelchen Gegenständen des Kunstgewerbes in ihrer Vollendung weiteste Verbreitung gewünscht werden dürfte, so wäre es eben diesen gravierten Egerer Zinnwaren, die uns zur Bewunderung des Arbeitsfleißes und der Arbeitsgeschicklichkeit unserer Altväter zwingt und uns deutlich vor Augen führt, wozu ein rührend schönes Ding es war um die alte, deutsche, sogenannte „Klein Kunst“ in stiller Arbeitszelle.

Von der unlängst entdeckten, heiteren, griechischen „Klein Kunst“ unter ewig blauem Himmel, den reizenden Tanagra-Figürchen, brachten alle Blätter eingehende Beschreibungen und Zeichnungen, — die Schätze der stillen Werkstätten der alten deutschen Klein Kunst sind in ihrer Art nicht minder wertvoll, wenn sie auch in Räumen entstanden waren, wo

„Das liebe Himmelslicht
Trüb durch gemalte Scheiben bricht“.

Und wie ein frischer Zweig aus dem Schutt der Vergangenheit erscheint das Erstehen der Egerer gravierten Zinnwaren, wie sie in unseren Tagen meisterhaft nachgebildet und gleichsam neu geschaffen werden. Hier vermählt sich der alte hochgerühmte deutsche Fleiß mit einer neu erblühenden deutschen Kunst, auf daß jener alte Spruch auf dem Bildkrüge immer wahr bleibe:

„Wah! dea Wind woi ea wüll
Mia schtenga a net schüll!“

Elise Polko.

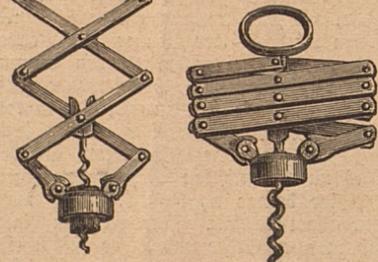
Wirtschaftsplaudereien.

Neues Sicherheits-Nezhaud mit Asbest-Docht. Die Langsche Lampe mit Doppeldocht und Stichtamme wird der Mehrzahl unserer Leserinnen bekannt sein.



Sie tauchte zuerst auf der Pariser Weltausstellung vom Jahre 1867 auf und ist damals wie später in Abänderungen von uns beschrieben und empfohlen worden. In wesentlicher Verbesserung ist sie in dem neuen Sicherheits-Nezhaud entstanden, welchen nebenstehende Abbildung illustriert. Der Docht des inneren Cylinders, in welchem der Spiritus durch die Flamme des äußeren Dochtes vergaszt wird, so daß die Spiritusgase mit intensiver Stichtamme aus kleinen Öffnungen hervorbrechen, war bisher aus Baumwolle hergestellt und mußte oft ausgewechselt werden. Bei dem neuen Nezhaud bestehen beide Dochte aus unverbrennlichem Asbestgewebe. Der Hauptvorteil des kleinen Apparates besteht in dessen im hermetischen Verschluss des Brenners, welcher erstens das Verflüchtigen des Spiritus verhindert, dann aber für die Gefahrlosigkeit des Nezhauds die größte Sicherheit bietet, da von der Flüssigkeit nichts entweichen und der Apparat, selbst wenn er umfällt, keinen Schaden anrichten kann. Der Preis des Nezhauds, welcher aus Eisen gefertigt und bronziert ist, beträgt 3,50 Mark.

Neuer englischer Hebel-Korkzieher. Vorstehende Skizze zeigt eine Vorrichtung zum Entkorken von Flaschen, welche sich unter Anwendung der bekannten Nürnberger Schere durch zweckmäßige Konstruktion auszeichnet. Der zusammengesetzte Korkzieher wird in den Korken fest hinein geschraubt und sodann am Griff emporgezogen; hierdurch zieht sich gleichzeitig die Schere aus einander und drückt auf den Flaschenhals, während die Spirale mit dem daran befindlichen Pfropfen durch einen zweifachen Hebel emporgehoben wird. Das Entkorken wird durch diese Kraftübertragung ganz wesentlich erleichtert und die Flasche durch den gleichmäßigen Druck der Hebel von beiden Seiten vor dem Zerplatzen geschützt, so daß der kleine Apparat den doppelten Zweck des leichten und sicheren Entkorkens erfüllt. Der englische Hebelapparat ist aus bronziertem Eisen angefertigt und kostet 4,50 M., bei portofreier Zusendung innerhalb des deutsch-österreichischen Postverbandes 5 Mark.



Bei portofreier Zusendung innerhalb des deutsch-österreichischen Postverbandes 5 Mark.

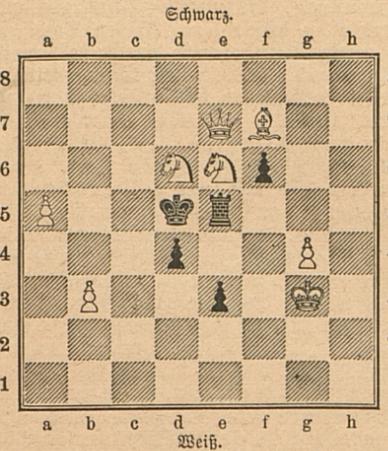
Bezugsquelle: Sicherheits-Nezhaud mit Asbest-Docht. — Englischer Hebel-Korkzieher. — Magazin des Königl. Hoflieferanten G. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

Buntes Allerlei. Schach.

In dem Problemturnier des irischen Schachbundes wurde der folgenden von einer Dame komponierten Aufgabe der zweite Preis zuerkannt.

Aufgabe Nr. 188.

Von Frau L. B. Rowland.



Schwarz.
Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 186 Seite 432.

- 1. Da 1 — a 8. Schwarz.
1. D o 6 zieht bestiebig. Weiß.
2. S g 6 — f 4 ober — f 8 matt. A.
Weiß.
1. Schwarz.
1. L e 8 — d 7 ober S f 7 zieht bestiebig. Weiß.
2. S g 6 — f 4 matt. B.
Weiß.
1. Schwarz.
1. K e 6 — d 5 ober — d 7. Weiß.
2. S g 6 — f 4 ober — f 8 matt.

Schach- und Spielkorrespondenz.

Nichtige Lösungen der Schachaufgaben erhalten von Fel. Kathinka Wufrow, Auguste Magdeburg, Germinie v. Göring, Antonie d'Estrez, Caroline Marot, Marie v. Winterfeld, Herrn D. Sengenbuch, R. v. Barriar, E. Meyer, W. G. v. Bongraz, G. Terhorst und R. M. Koczanski (Nr. 184 und 185). — Mrs. F. Schneider in New-York. Ihre sämtlichen Lösungen von Nr. 179 bis Nr. 183 sind richtig. In Nr. 182 jedoch führt 1. L f 3 n. e 6 nicht zum Ziel, weil Schwarz T e 5 — d 5 antwortet, worauf kein sofortiges Matt erfolgen kann.

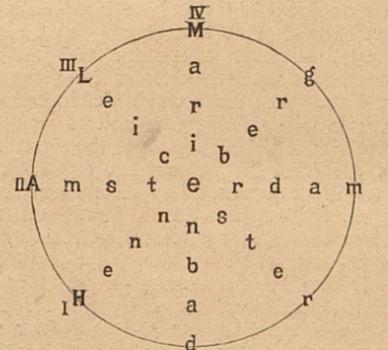
Auflösung des Kreuzrätsels Seite 432.

W	O	L	F	R	A	M
N	e	r	i	s	s	a
H	u	n	d	i	n	g
F	i	d	e	l	i	o
Z	e	r	l	i	n	e
B	a	r	i	t	o	n
A	n	t	o	n	i	o

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 67 Seite 432.

Es waren 19 x 13 = 247 Kerzen vorrätig. Davon wurden 23 entfernt. Daher blieben 224 übrig. Für die 28 Fenster konnten nunmehr je 8 Kerzen verwandt werden.

Auflösung des Kreuzpunkt-Rätsels Seite 432.



Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 68.

Eine Frau trug einen mit Eiern gefüllten Korb nach der Stadt. Ein vorübergehender Knabe gab aus Mitleiden dem Korb einen Stoß, so daß sämtliche Eier zerbrachen. Die Eltern des Knaben erklärten sich zum Schadenersatz bereit, wenn die Frau die Zahl der zerbrochenen Eier angeben könnte. Diese erklärte, es seien weniger als 400 gewesen und beim Einzählen in den Korb zu zweien, dreien, viere, fünf und sechsen sei immer ein Ei übrig geblieben, jedoch keines, wenn sie stets je sieben einzählte.

Wieviel Eier hatten sich in dem Korbe der Frau befunden?
Verhan.

Buchstaben-Umstellung.

- 1. Norden. 2. Stern. 3. Torte. 4. Gwin.
- 5. Selma. 6. Mahl. 7. Regen. 8. Seil.
- 9. Geis. 10. Vater. 11. Infa. 12. Haut.
- 13. Star. 14. Arzt. 15. Ebam. 16. Rinde.
- 17. Abel. 18. Anker. 19. Senje. 20. Braun.
- 21. Seiril. 22. Bilse. 23. Altar. 24. Adel.
- 25. Omar. 26. Irene. 27. Langer.

Aus jedem der obigen 27 Wörter läßt sich durch Umstellung der Buchstaben ein neues Wort bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen 27 Wörter ergeben eine bekannte Stelle aus Schillers „Glocke“.

Zur gefälligen Beachtung.

Der Gesamtauflage dieser Nummern liegen zwei Ankündigungen bei:

1) Steinbankkasten von F. Ad. Richter & Co. in Rudolfsstadt.

Es sei darauf hingewiesen, daß diese Bankkasten sich steigender Beliebtheit erfreuen nicht nur bei den Kindern, sondern auch bei den Erwachsenen. Man erkennt unschwer, daß in diesem Beschäftigungsmittel die Arbeit von erfahrenen Fachleuten steckt und daß das Bauen nach dem mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ausgeführten Vorlagen Unterhaltung und Belehrung gewährt. Wir machen deshalb alle Eltern, welche ihren Kindern ein gebiegenes Weihnachtsgeschenk zugebacht haben, auf die Ankündigung ganz besonders aufmerksam.

2) Festgeschenke aus dem Verlage von Hermann Gedenius in Halle.

Der in weitesten Kreisen bekannte, gebiegene Verlag weist interessante Novitäten des Jahres 1886 auf neben den Gesand- und Prachtwert-Publikationen der Vorjahre, auf welche wir gern hinweisen.